

# Die Innere Ausrüstung

---

Ein Fotojournalist in 22 Krisenländern

Maurice Ressel

Wildnisschule Lupus

© 2026 Maurice Ressel

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Autors in irgendeiner Form reproduziert werden.

Kontakt: [info@mauriceressel.de](mailto:info@mauriceressel.de)

# Inhaltsverzeichnis

|                 |    |
|-----------------|----|
| 1. PROLOG       | 1  |
| 2. DIE GLOCKEN  | 4  |
| 3. DAS FEUER    | 14 |
| 4. DIE FÜSSE    | 24 |
| 5. DIE WÜSTE    | 34 |
| 6. DAS MESSER   | 45 |
| 7. DIE EICHEL   | 56 |
| 8. DER KANAL    | 67 |
| 9. DAS WANDBILD | 81 |
| 10. EPILOG      | 92 |
| ANMERKUNG       | 96 |
| DANK            | 97 |
| ÜBER DEN AUTOR  | 98 |
| DRAUSSEN        | 99 |



# PROLOG

Die Luft war so heiß, als hielte mir jemand einen Föhn auf voller Stufe ins Gesicht.

52 Grad. Afar-Region. Der Land Cruiser schob sich durch die Danakil-Wüste, und ich hatte die Fenster geschlossen. Bei dieser Hitze lässt du die Fenster zu. Die Luft von draußen ist heißer als die Luft von drinnen. Der Körper will Luft. Aber der Kopf weiß: Fenster zu.

Doom Metal auf den Kopfhörern. Schwer wie das Atmen in dieser Hitze. Der Staub lag auf den Scheiben, auf dem Armaturenbrett, auf dem Kameragehäuse.

Die Kalaschnikow lag zwischen den Sitzen, als wäre sie ein Werkzeug wie jedes andere. Zwischen dem Fahrer und mir, der Holzschaft abgegriffen, das Metall stumpf, der Lauf nach hinten. Ich sah sie. Sagte nichts.

Die Hitze drückte von außen gegen das Blech, und im Wagen war es still bis auf das Dröhnen in den Kopfhörern.

Ich betete. Nicht zu einem Gott. Nicht um Rettung. Das Einzige, was blieb.

Der Schwefel von Dallol hing in der Luft, schwer und chemisch, er fraß sich in die Kehle und verband sich mit der Hitze und der Stille hinter dem Doom Metal zu einer Masse, die nicht für Lungen gemacht war.

Dann: eine Türkentaube.

Sie saß auf einem Felsen. Bei 52 Grad. Wo nichts überleben sollte.

Braunes Gefieder, der schwarze Streifen am Hals, zwanzig Meter von der Straße, und sie saß da, reglos in der Hitze, die mich hinter geschlossenen Scheiben und Doom Metal und einem Gebet ans Atmen klammern ließ – als ginge sie das alles nichts an.

Ich nahm die Kopfhörer ab. Der Doom Metal verschwand, und es blieb nur das Brummen des Motors und die Stille der Wüste dahinter.

Stopp, sagte ich.

Der Fahrer sah mich an. Er stoppte nicht.

Stopp, sagte ich noch einmal, und er bremste, und der Staub wirbelte auf, und wir standen.

Ich betrachtete die Taube durch die Scheibe, und die Taube betrachtete mich. Sie bewegte sich nicht. Zweiundfünfzig Grad, kein Wasser in Sichtweite, kein Schatten, zwei Prozent Luftfeuchtigkeit – und sie saß da. Lebendig.

Der Fahrer verstand nicht, warum wir wegen eines Vogels angehalten hatten. Ich verstand es selbst nicht ganz. Aber ich konnte den Blick nicht lösen von diesem Tier, das in einer Wüste lebte, in der ich nur mit geschlossenen Fenstern und einem Gebet durchkam.

Wie kann da was leben? Wie kann jemand existieren?

Die Hitze, die Taube auf dem Felsen, die Kalaschnikow zwischen den Sitzen, der Schwefel in der Kehle und das Gebet, das keines war und trotzdem das Einzige, was mir blieb – alles verdichtete sich, und aus dem Staunen über einen Vogel, der lebte, wo nichts leben sollte, wurde eine Frage.

Warum war ich hier?

Ich hatte Kriege dokumentiert. Krisen gesehen. 22 Länder in 15 Jahren. Aber hier, bei 52 Grad, stellte ich mir die Frage zum ersten Mal so, dass ich sie nicht mehr abschütteln konnte.

Warum war ICH hier?

Der Fahrer fuhr weiter, und die Taube verschwand hinter uns im Hitzeflimmern. Die Antwort kam nicht. Nicht in der Danakil. Nicht bei dieser Hitze. Nicht mit Doom Metal auf den Ohren und einer Kalaschnikow zwischen den Sitzen.

Aber die Frage blieb.

Die Antwort begann mit Kirchenglocken.

# DIE GLOCKEN

Der Schlüssel steckte schon im Schloss, als ich die Glocken hörte.

Münster, September 2001. Sonntagmorgen. Die Hammerstraße lag still. Der Geruch von nassem Stein hing im Eingang. Die Nacht klebte in meiner Kleidung – Techno, Rauch, Schweiß, irgendein Keller in der Innenstadt, vierundzwanzig Stunden her oder länger.

Nachkriegsbau, fünfziger Jahre. Im Eingang schwarze Kacheln, daneben das Schaufenster, mit Pappe verklebt. Ein goldener Türknauf, der nicht zu dieser Fassade passte, aber da hing, als hätte ihn jemand bei einem Umzug vergessen. Dahinter der Hausflur, stockdunkel. Der Geruch von altem Teppich und kaltem Zigarettenrauch, der sich in die Wände gefressen hatte und nie wieder rausgehen würde.

Meine Hand lag am Schlüssel. Das Metall war kalt, obwohl ich ihn seit Minuten hielt. Mein Körper wärmte nichts mehr. Die Augen brannten von einer Nacht ohne Schlaf, und die Beine trugen mich nur noch, weil Beine das tun – weil sie sich bewegen, auch wenn der Kopfleer ist und alles, was noch funktioniert, ein Reflex ist, der keinen Namen hat.

Anfang zwanzig. Am Ende.

Ich hatte alles verloren. Wirklich alles verloren – die Ausbildung, die Freunde, die Wohnung bei meiner Mutter, den letzten Rest von etwas, das man einen Plan hätte nennen können. Seit Wochen kein



richtiger Schlaf. Partynächte, Ritalin, Alkohol, Computerspiele bis der Bildschirm schwamm. Kein Freund mehr, kein Mensch, den ich hätte anrufen können. Ich dachte, ich löse mich körperlich auf. Nicht als Bild – als Zustand, als wäre die Haut zu dünn geworden und die Knochen zu leicht, als könnte ein Windhauch mich vom Bürgersteig wehen. Der Magen war leer, seit ich nicht mehr wusste wann, und der Mund trocken, und ich stand vor dieser Haustür wie jemand, der vergessen hat, warum er hier ist.

Die Augen registrierten. Schwarze Kacheln. Goldener Knauf. Pappe im Fenster.

Der Plan war einfach, und er war der einzige Gedanke, den mein Kopf noch greifen konnte: Schlüssel drehen, Tür, Treppe, Bett. Nicht morgen. Nicht nächste Woche. Jetzt sofort das Schloss aufschließen und die Treppe hochsteigen und in dieses Bett fallen und nicht mehr aufstehen. Schlüssel, Tür, Treppe, Bett.

Dann die Glocken.

Sie kamen von hinten.

Die kleine Kirche hinter dem Haus. Von meinem Zimmer aus konnte ich hinübersehen, aber ich war dort noch nie drin gewesen, und ich wusste nicht einmal, welche Gemeinde das war. Ich hatte die Glocken hundertmal gehört, beim Einschlafen, beim Aufwachen, als Hintergrundgeräusch zu den Bildschirmen und den Beats. Aber so hatte ich sie noch nie gehört. Das Geläut traf mich im Brustkorb, bevor es den Kopf erreichte – ein tiefes, schweres Schwingen, das durch den Beton der Hammerstraße vibrierte, durch die schwarzen Kacheln im Eingang, durch meine Schuhsohlen in die Füße und von den Füßen aufwärts in die Brust, wo es sich festsetzte und nicht mehr losließ.

Meine Hand bewegte sich nicht mehr. Der Schlüssel steckte im Schloss, halb gedreht, und die Finger lagen da, als gehörten sie zu

jemand anderem. Ich stand vor einer Tür, die ich nicht aufschloss, und ich wusste nicht warum. Keine Entscheidung. Keine Stimme, die sagte: Geh in die Kirche. Kein Gedanke, der einen Namen hatte. Nur die Glocken, die nicht aufhörten, und eine Hand, die aufgehört hatte sich zu bewegen.

Der Schlüssel glitt zurück in die Tasche.

Ich drehte mich um. Die Kirche lag im Morgenlicht – klein, Backsteinmauern, ein Baum davor, die Blätter noch dicht und grün. Fünfzehn Grad vielleicht, die Luft roch nach feuchter Erde und nach einem Sommer, der bald vorbei sein würde. Die Sonne lag auf dem Backstein, aber sie wärmte nichts in mir, und der Baum stand da, als ginge ihn das alles nichts an. Meine Beine bewegten sich. Meine Hände steckten in den Jackentaschen, der Schlüssel lag kalt neben meinen Fingern.

Ich ging los.

\*\*\*

Die Kirchentür war schwerer, als ich erwartet hatte. Altes Holz, dunkel gebeizt, Eisenbeschläge. Die Klinke ging nach unten, ein kurzer Widerstand, dann gab sie nach.

Kühlere Luft dahinter. Feucht und still.

Ein Geruch, den ich nicht kannte – altes Holz und Buchbinderleim und etwas Wächsernes, Kerzen vielleicht. Darunter der Stein, kühl und alt, als hätte dieser Raum seinen eigenen Atem.

Kein Weihrauch. Evangelische Kirche.

Ich blieb im Eingang stehen. Der Raum vor mir war klein, viel kleiner als ich gedacht hatte. Zwanzig Bänke, zehn auf jeder Seite,

ein schmaler Mittelgang dazwischen, vorne ein schlichter Altar und darüber ein Kreuz an der Wand, das im Morgenlicht schimmerte.

Buntglasfenster links und rechts, und das Licht fiel schräg durch sie hindurch und warf Farbflecken auf den Steinboden – Rot, Blau, Gold –, und die Flecken bewegten sich nicht, und die Luft bewegte sich nicht, und nur der Staub trieb langsam durch die farbigen Lichtbahnen, als hätte jemand die Zeit angehalten und vergessen, sie wieder loszulassen.

Fünfehn oder zwanzig Menschen in den vorderen Reihen. Dunkle Kleidung, Köpfe geneigt.

Niemand drehte sich um. Niemand sah mich an.

Ich stand in der Tür einer Kirche, in der ich noch nie gewesen war. Die kühle Luft zog an mir vorbei nach draußen, und niemand bemerkte es. Die Partynacht, der Schweiß, die Kleidung, die noch nach Rauch und Keller roch – hier spielte das keine Rolle. Hier roch alles nach Holz.

Ich setzte mich in die letzte Reihe. Ganz am Rand, neben dem Gang, dort wo man aufstehen und gehen kann, ohne an jemandem vorbeizumüssen.

Die Kirchenbank war hart unter mir, kalt durch die Jeans. Der Rücken wurde gerade, weil die Lehne gerade war.

Die Hände auf den Knien. Die Knie still. Der ganze Körper still, zum ersten Mal seit ich nicht mehr wusste wann.

Das Holz nahm mich auf.

Von hier aus konnte ich alles sehen, ohne gesehen zu werden. Die Köpfe der Menschen, die Schultern, die Hände auf den Gesangbüchern, den Pfarrer vorne, der sprach.

Seine Stimme kam und ging. Sie wurde weich an den Wänden und löste sich auf, bevor sie mich erreichte. Ich verstand die Worte nicht. Nur den Klang.

Der Klang war gleichmäßig und ruhig und wollte nichts von mir. Das war mehr, als irgendjemand seit Wochen von mir gewollt hatte – nichts.

Die Gedanken waren weg. Einfach weg.

Ich wusste nicht, wann es passiert war. Ob beim Hinsetzen oder vorher, beim Eintreten. Ob es die Tür gewesen war oder die Luft oder der Geruch von altem Holz.

Aber die Gedanken, die seit Wochen nicht aufgehört hatten – das Kreisen, das Rasen, die Schleifen, die immer wieder an denselben Stellen vorbeiführten –, die waren weg. Nicht leiser geworden. Nicht in den Hintergrund getreten. Weg, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, und wo vorher Lärm gewesen war, war jetzt Stille, und die Stille war nicht leer, sie war erträglich, sie war etwas, in dem man sitzen konnte, ohne dass es wehtat.

Weinen konnte ich nicht mehr. Zu müde dafür. Zu leer.

Aber das war in Ordnung. Die Leere hier war eine andere als die Leere draußen auf der Hammerstraße. Hier war sie ein Raum, in dem nichts von mir verlangt wurde, nicht einmal Trauer.

Ich saß auf dieser harten Bank und atmete, und das Atmen war leicht, und die Luft roch nach Holz und Wachs, und das Licht auf dem Steinboden bewegte sich nicht.

Die Menschen vor mir standen auf, setzten sich wieder hin, standen auf. Eine Zeremonie, die ich nicht verstand und nicht verstehen musste.

Die Hände lagen immer noch auf den Knien, und die Schultern waren tiefer als vorhin, als hätte der Raum das Gewicht aus ihnen herausgezogen.

Dann ein Geräusch. Ein kurzer Schrei, hoch und dünn, der Schrei eines Säuglings.

Sofort wieder still.

Aber etwas hatte sich verändert vorne am Altar, und die Stille danach war eine andere als die Stille davor. Menschen traten zur Seite. Dort, wo eben noch der Pfarrer allein gestanden hatte, bewegten sich jetzt Gestalten.

Ich beugte mich vor. Nicht viel, nur ein paar Zentimeter, gerade genug, um zwischen den Köpfen hindurchsehen zu können.

\*\*\*

Vorne am Altar bewegten sich Menschen. Ein weißes Bündel in den Armen einer Frau, die ich nicht kannte. Daneben der Pfarrer, die Hände über einer Schale mit Wasser, und als er sprach, hallten die Worte durch den kleinen Raum. Er sprach sie dreimal, und dreimal nahm er Wasser aus der Schale und ließ es über den Kopf des Kindes laufen. Das Kind schrie nicht. Die Gemeinde war still. Das Wasser tropfte von der Stirn des Kindes in die Schale zurück. Der Pfarrer sprach weiter, und alles an diesem Moment war so alt und so sicher, als hätte es nie aufgehört.

So fängt das Leben an.

Der Gedanke war da, bevor ich ihn dachte. Mit Wasser. Mit einem Namen. Mit Menschen, die zusehen. Da vorne stand jemand, der gerade erst angefangen hatte, und um ihn herum standen Menschen, die ihn hielten, und das Wasser lief über seine Stirn, und alles war Anfang.

Und ich saß in der letzten Reihe, zwanzig Jahre alt und am Ende.

Die Stille brach – nicht die Stille im Raum. Die Stille in mir, die erträgliche, die mich seit Minuten getragen hatte. Sie brach, und was darunter war, war härter als alles, was vorher dagewesen war. Härter

als der Lärm, härter als die Schlaflosigkeit, härter als die Nächte vor dem Bildschirm.

Wo bist du mit deinen zwanzig Jahren. Was ist da passiert mit dir.

Die Stimme war meine, aber sie klang nicht wie meine. Sie war knüppelhart, wie jemand, der dich am Kragen packt und schüttelt und nicht loslässt. Keine Frage. Kein Mitleid. Bestandsaufnahme.

Du hast nichts – keinen Abschluss, keine Freunde, keine Wohnung, die dir gehört. Du hast jede Chance verbrannt, die dir jemand gegeben hat. Du hast Menschen weggestoßen, die es gut mit dir meinten, und du sitzt hier auf einer Kirchenbank, und draußen wartet niemand auf dich. Nicht ein Mensch.

Die Hände lagen auf meinen Knien, und die Finger waren still, nicht zitternd – still.

Du musst noch mal von vorne anfangen. Du kannst nicht so weitermachen.

Keine Bitte, kein Vorschlag. Tatsache. So wie man weiß, dass man nicht atmen kann unter Wasser. So wie man weiß, dass Feuer heiß ist und Eis kalt und dass ein Körper, der nicht schläft und nicht isst, irgendwann aufhört zu funktionieren.

Wenn du jetzt nichts machst, dann war's das mit dir.

Ich saß auf der Kirchenbank, und die Taufe ging weiter, und der Pfarrer sprach, und die Gemeinde antwortete, und ich saß da mit dieser Stimme in mir, die nicht aufhörte und die recht hatte, die so unausweichlich recht hatte, dass es keinen Sinn machte, ihr zu widersprechen.

Weitermachen hieß sterben – nicht als Metapher, als Tatsache, als nächsten Schritt auf einer Strecke, die nur eine Richtung kannte. Oder alles auf Null setzen, sich einliefern lassen, zugeben, dass nichts mehr ging. Dass der Junge mit zwanzig nicht weniger kaputt war als die Menschen, über die er nie hatte nachdenken wollen.

Beide Optionen kosteten alles.

Vorne am Altar wurde das Kind zurück in die Arme der Mutter gelegt. Sie hielt es fest. Sie hielt es, als wäre das selbstverständlich, als wäre Halten das Einfachste der Welt.

Ich stand auf. Nicht langsam. Nicht zögernd. Die Bank knarrte unter mir. Niemand drehte sich um. Durch den Mittelgang, vorbei an den Reihen mit den gesenkten Köpfen, an den Gesangbüchern und den gefalteten Händen. Die Tür. Das Morgenlicht.

Draußen war die Luft kühler als in der Kirche. Ich spürte es auf der Haut, auf den Händen, im Gesicht. Der Baum vor der Kirche stand immer noch da, die Blätter still, und die Hammerstraße lag da, wie ich sie verlassen hatte. Meine Beine trugen mich. Ich ging, ohne zu wissen wohin, aber ich ging, und die Stimme in mir war nicht leiser geworden.

\*\*\*

Das Telefonbuch lag auf dem Schreibtisch. Dick. Vergilbt.

Das Zimmer roch nach kaltem Rauch und nach den Nächten der letzten Wochen. Der Aschenbecher auf dem Fensterbrett, halb voll. Der PC summte leise, der Bildschirmschoner zeichnete Linien ins Dunkel. Daneben die CDs – River Runs Red, Life of Agony –, die Musik, die mich durch die schlaflosen Nächte getragen hatte. Das Bett zerknüllt, das Laken grau.

Alles noch da. Alles genau so, wie ich es vor ein paar Stunden verlassen hatte.

Das Telefonbuch war schwer in der Hand. Die Seiten dünn, sie raschelten wie trockene Blätter unter meinen Fingern. Ich blätterte zu P, weiter zu Ps, weiter zu Psychiatrie – LWL-Klinik Münster, schwarze Ziffern auf gelbem Papier.

Der Hörer lag kühl in meiner Hand, das Plastik des Festnetztelefons gegen mein Ohr. Die Tasten klickten unter meinen Fingern, dann das Freizeichen, dreimal, dann eine Stimme – eine Frau, ruhig, professionell.

Ich sagte meinen Namen. Ich sagte: Ich brauche Hilfe. Ich sagte ADHS, dass ich so schnell wie möglich aufgenommen werden wollte, dass ich keine Sekunde mehr warten konnte. Die Worte kamen heraus, ohne Plan, ohne Reihenfolge.

Die Frau am anderen Ende fragte etwas. Ich antwortete. Sie fragte noch etwas. Ich antwortete wieder.

Ihre Stimme blieb die ganze Zeit ruhig, als würden jeden Tag Menschen anrufen und sagen: Ich kann nicht mehr.

Entweder sie weisen mich ein oder ich mach dich platt.

Das war der Satz, der hinter allem stand, während ich sprach. Nicht laut, nicht als Drohung – als Tatsache. Zwei Möglichkeiten. Keine dritte. Und ich hatte die erste gewählt, nicht weil sie die bessere war, sondern weil die zweite kein Weiterleben enthielt.

Sie hatten Platz. Innerhalb von Tagen.

Ich legte auf. Das Klicken des Hörers auf der Gabel war laut in der Stille des Zimmers. Die Hand zitterte nicht. Der Körper war ruhiger als seit Wochen, als hätte der Anruf etwas gelöst, das sich festgekrallt hatte, irgendwo zwischen Brust und Magen.

Das Telefonbuch lag noch offen auf dem Schreibtisch, die Seite mit dem P nach oben – Psychiatrie, Psychologie, Psychotherapie, lauter Wörter für Menschen, die nicht mehr alleine konnten. Jetzt gehörte ich zu ihnen. Keine Erleichterung. Keine Erlösung.

Ich ging zum Fenster. Ich stand dort, wo ich hundertmal gestanden hatte, morgens, abends, nachts, wenn der Schlaf nicht kam und die Stadt draußen weiterlebte, als ginge sie das alles nichts an. Draußen lag der Sonntagmorgen, hell und gleichgültig, die Hammerstraße, Autos,



Menschen, die spazieren gingen, und im Glas der Fensterscheibe, wo das Licht so fiel, dass sie zum Spiegel wurde, ein Gesicht – blass, die Augen dunkel, eingesunken, ein Gesicht, das ich kannte und das mir fremd war.

Nur das Spiegelbild in der Fensterscheibe. Nur die Frage, ob es das letzte Mal war, dass ich diesen Menschen sehen würde.

# DAS FEUER

Die Rollenspiel-Bücher stapelten sich auf dem Boden.

Hundert Stück, vielleicht mehr, in Stapeln neben dem Bett, auf dem Schreibtisch, unter dem Fenster – Das Schwarze Auge in den schwarzen Boxen mit dem roten Auge auf dem Deckel, Shadowrun mit den silbernen Lettern auf mattem Schwarz, Dungeons & Dragons, die roten und die blauen Regelwerke, Quellenbände, Abenteuermodule, einzelne Charakterbögen auf losen Blättern, CD-Hüllen mit Spielständen dazwischen. Jahrelang geklaut, aus Buchläden, aus Kaufhäusern, aus den Regalen anderer Leute.

Das Zimmer roch nach kaltem Rauch. Der Aschenbecher auf dem Fensterbrett, halb voll. Der PC summte leise vor sich hin. Und auf dem Boden, um mich herum, lag alles, was ich gewesen war.

Manche dieser Bücher kannte ich besser als mein eigenes Gesicht – den Geruch der Seiten, altes Papier und Druckerschwärze, ein Geruch, den ich aus hundert anderen hätte herauskennen können. Das Gewicht in der Hand. Die Stelle, an der der Rücken nachgab, wenn man sie zum hundertsten Mal aufschlug. Meine Hände kannten jeden einzelnen Einband, so wie man Gesichter kennt, an denen man jahrelang vorbeigegangen ist, ohne sie je angesprochen zu haben.

Nicht Bücher. Jahre.

Ich sortierte sie in zwei Rucksäcke, den großen für den Rücken, den kleineren für die Brust. Die schweren nach unten – die Regelwerke mit den dicken Einbänden als Basis, die DSA-Boxen mit den Granitrahmen darüber, Shadowrun obenauf, die Abenteuerhefte ganz zum Schluss. Ich verteilte das Gewicht gleichmäßig, wechselte ein Buch von links nach rechts, prüfte die Balance, bis es stimmte. Die Schnallen klickten, als ich sie festzog, ein sauberes, kleines Geräusch im stillen Zimmer.

Ganz zuletzt das Complete Book of Elves.

Das legte ich nicht in den Rucksack. Das kam obenauf, mit dem Einband nach oben, wie etwas, das man nicht zwischen andere Dinge legt. Dunkelblaues Leinen, 192 Seiten, TSR 1992, abgegriffen an den Ecken, der Rücken weicher als bei allen anderen, weil ich es häufiger in der Hand gehabt hatte als jedes andere Buch in meinem Leben. Wenn ich es aufschlug, fiel es von allein auf die Seite mit dem Bladesinger – dort war der Rücken am tiefsten eingebrochen, von hundert Abenden, von tausend Stunden, die Rüstungsklasse, die Trefferwürfel, die Rettungswürfe, alles, was ein Elfenkrieger brauchte, um nicht zu sterben.

Ich hielt es kurz in der Hand, dann legte ich es obenauf.

Ich nahm den Hörer und rief Anna an.

»Ich bin in zwei Tagen weg,« sagte ich. Eine Pause. »Aber bevor ich gehe, möchte ich alles verbrennen.«

Sie fragte nicht warum. Sie fragte nicht, ob ich sicher war. Sie fragte nur wo.

»Am Hafen. B-Seite.«

Ich schulterte den Benzinkanister – Metall, kalt in der Hand, ich wusste nicht mehr, woher ich ihn hatte – und schnallte mir den einen Rucksack auf die Brust, den anderen auf den Rücken. Hundert Bücher auf meinem Körper, verteilt auf Brust und Rücken, und der

Kanister in der freien Hand. Das Skateboard stand an der Wand, wo es immer stand. Ich klemmte den Kanister unter den Arm, trat auf das Board und rollte los.

Die Hammerstraße in der Abenddämmerung, und das Rollen der Rollen auf dem Asphalt war das einzige Geräusch, und ich schob mich durch Münster, die Bücher vorne und hinten, den Benzinkanister in der freien Hand, der bei jedem Schub leicht pendelte. Ich war gut auf dem Board – nicht in Tricks, im Fahren, im reinen Fahren, schneller und sicherer als jeder andere in dieser Stadt, so hatte ich mich seit Jahren bewegt, alle Strecken, alle Entfernungen, und jetzt fuhr ich die letzte davon. Querstraßen zogen vorbei, Laternen und geparkte Autos und die Schaufenster der geschlossenen Läden, und ich fuhr, die Bücher auf dem Körper und das Benzin in der Hand, und die Straße lag offen vor mir, und am Ende der Strecke der Hafen.

Kühle Luft im Gesicht. Der Geruch von Benzin, der schwach durch den Verschluss kam. Unter mir der Asphalt, den ich kannte wie nichts sonst in dieser Stadt.

Vor mir lag der Hafen.

\*\*\*

Der Hafen lag im Dunkeln.

Backsteinruinen, Hallengerippe offen gegen den Nachthimmel, Graffiti an den Wänden, die im Mondlicht zu Schatten wurden. Bahnschienen liefen quer über den Boden, verrostet, seit Jahren nicht mehr befahren, und dahinter der Kanal, schwarz und still. Die alte Pebüso-Fabrik, oder was davon übrig war – Betonplatten aufgefaltet wie Gebirge, Eisenträger, die ins Nichts ragten. Hier brannten ständig

Feuer. Die Punks. Die Skater. Jeder kannte die B-Seite. So nannten wir das – die andere Seite des Hafens, die Seite, die keinem gehörte.

Anna stand schon da.

Ich sah sie, bevor ich vom Board stieg – eine Silhouette vor den Backsteinmauern, die Hände in den Taschen ihrer Jacke, reglos. Sie sagte nichts. Sie fragte nicht, ob ich mir das noch einmal überlegt hatte. Sie stand da, und das war alles, und das war genug.

Ich stieg vom Board und trat auf Kies. Das Geräusch unter den Sohlen war laut in der Stille, ein Knirschen, das über den leeren Platz hallte. Dann setzte ich die Rucksäcke ab. Erst den vorderen, dann den hinteren. Die Gurte hinterließen Druckstellen auf den Schultern, ich spürte sie erst jetzt, wo das Gewicht weg war – dieses Nachglühen, wenn der Körper begreift, was er die ganze Zeit getragen hat. Dann kniete ich mich auf den Beton und begann auszupacken.

Buch für Buch.

Die DSA-Boxen zuerst – schwer, die Granitrahmen, das Gewicht von Regelwerken und Welten, die ich jahrelang in mir getragen hatte. Ich legte sie auf den Boden, nebeneinander, als Basis. Darauf die Quellenbände, Abenteuermodule, einzelne Hefte, die Seiten wellten sich an den Rändern von der feuchten Nachtluft. Dann Shadowrun, die silbernen Lettern nach oben, und D&D, die roten und die blauen. Die CD-Hüllen dazwischen – Polystyrol, das leicht war und sich glatt anfühlte unter den Fingern. Ich ließ Lücken zwischen den Schichten, fingerbreit, weil Luft zirkulieren musste, sonst brennt nichts richtig. Die Bücher, die ich nicht benennen konnte, weil es zu viele waren, kamen obenauf – Abenteuer, die ich gespielt hatte, Welten, die ich bewohnt hatte, Abende, die ich nicht mehr zählen konnte.

Der Scheiterhaufen wuchs. Systematisch. Nicht impulsiv. Nicht wütend. Mit Methode.

Meine Hände arbeiteten, und sie wussten, was sie taten, und ich dachte nicht darüber nach. Das Gewicht der Bücher in den Händen, das Rascheln der Seiten, der Geruch von altem Papier, der sich mit dem mineralischen Staub des Betons mischte, und darunter, schwächer, der modrige Dunst vom Kanal. Manche der Einbände waren feucht von der Nachtluft, die Finger glitten leicht über sie hinweg. Ich ordnete, was ich zerstören wollte, mit der gleichen Sorgfalt, mit der ich es jahrelang gesammelt hatte.

Anna stand drei Meter entfernt. Die Hände immer noch in den Taschen. Sie beobachtete, oder sie beobachtete nicht – ich wusste es nicht, und es spielte keine Rolle. Sie war da. Sie ging nicht weg. Sie bot keine Hilfe an und keinen Kommentar. Drei Meter Abstand, genau richtig – nah genug, um da zu sein, weit genug, um nicht im Weg zu stehen.

Der letzte Rucksack war leer. Ich faltete ihn zusammen und legte ihn neben mich auf den Beton.

Dann der Benzinkanister.

Ich nahm ihn, drehte den Verschluss – ein Klacken, metallisch, sauber – und hob ihn an. Das Benzin kam in einem gleichmäßigen Strahl, gurgelte leise aus der Öffnung, und der Geruch schlug sofort hoch, scharf und chemisch, überlagerte alles andere – den Staub, den Kanal, das Papier, die Nacht. Ich goss langsam, von oben nach unten, ließ das Benzin in die Seiten sickern, in die Einbände, in die Lücken, die ich gelassen hatte, damit die Luft zirkulieren konnte und die jetzt das Benzin aufsogen. Das Papier wurde dunkel, wo das Benzin es traf, dunkel und schwer, und der Geruch wurde dichter mit jedem Schwall.

Ich hatte eh nichts mehr zu verlieren.

Der Kanister war leichter jetzt. Ich stellte ihn ab, neben den zusammengefalteten Rucksack. Die Hände rochen nach Benzin. Die Kleidung roch nach Benzin. Alles roch nach Benzin – die Nacht, der

Beton, die Luft über dem Scheiterhaufen, die flirrte, obwohl es kalt war.

Neben mir, auf dem Boden, getrennt vom Rest – das Complete Book of Elves. Dunkelblaues Leinen, trocken. Ich hatte es nicht auf den Scheiterhaufen gelegt. Ich hatte es zur Seite gelegt, als ich mit dem Auspacken begann, ohne darüber nachzudenken, und es lag noch da, auf dem Beton, der Einband nach oben, als gehöre es nicht zu den anderen.

Der Scheiterhaufen stand. Dreißig Bücher, vielleicht mehr, aufgeschichtet zu einem Turm aus Papier und Pappe und Polystyrol, getränkt mit Benzin, und die Nachtluft trug den Geruch über den Hafen, über die Backsteinmauern und den Kanal und den schwarzen Himmel darüber.

Alles war bereit. Bis auf das eine Buch neben mir.

\*\*\*

Das Streichholz. Die Flamme.

Ein Fauchen, als das Benzin sich entzündete, ein kurzes, heißes Einatmen der Luft, und dann brannte der Scheiterhaufen. Die Flammen waren erst blau, blau mit gelbem Rand, wie Benzin brennt, und die Hitze kam sofort, schlug mir ins Gesicht, und ich trat einen Schritt zurück.

Dann wurden die Flammen grün.

Wenn Bücher brennen, brennen sie grün.

Die Druckerschwärze. Kupferverbindungen in der Farbe, die bei Hitze oxidieren, und das Licht, das dabei entsteht, ist nicht das Grün von Blättern oder Gras, sondern ein chemisches Grün, ein falsches, ein Grün, das es in der Natur nicht gibt – und die Seiten krümmten

sich von den Rändern zur Mitte, rollten sich ein wie Finger, die sich zu Fäusten schließen, und die Schrift wurde schwarz und verschwand, und die Bilder verschwanden, und die Welten, die auf diesen Seiten existiert hatten, hörten auf zu existieren, eine nach der anderen, und das Feuer fraß sich nach unten durch die Schichten, durch die Quellenbände und die Abenteuermodule und die DSA-Boxen mit den Granitrahmen, und die CD-Hüllen schmolzen und stanken süßlich nach Polystyrol, und das Grün wurde heller und dunkler und heller, und der Kanal dahinter spiegelte die Flammen, und die Graffiti an den Backsteinmauern zuckten im Feuerschein.

Ich stand davor. Hitze im Gesicht. Kälte im Rücken.

In meinen Händen das Complete Book of Elves.

Ich wusste nicht, wann ich es aufgehoben hatte. Es lag in meinen Händen, der dunkelblaue Einband warm von meinen Fingern, nicht von der Hitze, von meinen Fingern, und ich hielt es, und das Feuer brannte vor mir, und das Buch war das Einzige, was noch nicht brannte.

Die Seiten bewegten sich in der Hitze. Der Luftzug des Feuers blätterte sie auf, ließ sie flattern und sich heben und fallen, und das Buch schlug auf, dort wo es immer aufschlug, auf der Seite mit dem Bladesinger, dort wo der Rücken am tiefsten eingebrochen war. Die goldene Schrift fing den Feuerschein und hielt ihn. Armor Class. Hit Dice. Saving Throws. Die Finger kannten jede Zeile auf dieser Seite. Sie wussten, welcher Zauberspruch auf welcher Stufe freigeschaltet wurde, und wie viele Trefferpunkte ein Bladesinger der achten Stufe hatte, und wie sich das Papier anfühlte an der Stelle, wo der Charakterbogen eingeklebt war, leicht rauer als die gedruckten Seiten. Sie wussten das alles noch. Sie würden es noch Jahre wissen, nachdem die Seite verbrannt war.



Ich schloss das Buch. Der Einband widerstand einen Moment, als wollten die Seiten offen bleiben.

Die Knöchel waren weiß. Ich sah es, als ich auf meine Hände schaute – weiß, als hätte jemand die Farbe aus der Haut gepresst. Der Arm sollte sich heben. Der Kopf hatte das entschieden. Aber der Arm blieb unten, und die Finger hielten fest, und das Buch lag in meiner Hand, und das Feuer brannte, und der Arm hob sich nicht.

Hitze im Gesicht. Grüne Flammen. Das Knistern der Bücher, die schon brannten.

Der Arm.

Ich hob den Arm. Das Buch flog.

Es flog nicht weit. Zwei Meter, vielleicht weniger. Es traf den Scheiterhaufen seitlich, kippte auf den Rücken, der dunkelblaue Einband nach oben, und einen Moment lang lag es da, auf den brennenden Resten der anderen Bücher, und brannte nicht.

Dann griff das Feuer.

Die Ecken zuerst. Das Leinen verfärbte sich braun, dann schwarz, und die Ränder glühten orange, und die Seiten rollten sich ein, eine nach der anderen, von außen nach innen, als würde das Buch sich zusammenfallen. Die goldene Schrift – Armor Class, Hit Dice, Saving Throws – wurde dunkel und verschwand. Das Blau verschwand. Das Gold verschwand. Die Seite mit dem Bladesinger krümmte sich, schwärzte, zerfiel.

Das war mir schwer gefallen. Aber ich hatte es getan.

Wo die goldene Schrift gewesen war, war jetzt Asche. Grüne Flammen, die kleiner wurden. Schwarze Flocken, die aufstiegen und über den Hafen trieben, über den Kanal, in den Nachthimmel.

Das Feuer erlosch.

Nicht auf einmal. Die Flammen wurden kleiner, das Grün wich einem schmutzigen Orange, und dann war da nur noch Glut, rote Punkte im Dunkeln, die pulsierten, wenn der Wind vom Kanal kam, und erloschen, wenn er aufhörte. Der Rauch stieg gerade auf in die Nacht, dünn und grau, und der Geruch war jetzt ein anderer – nicht mehr Benzin, nicht mehr das süßliche Polystyrol, sondern etwas Älteres, Trockeneres, der Geruch von Papier, das zu Asche geworden ist, und darunter der Beton, der die Hitze gespeichert hatte und sie jetzt langsam wieder abgab an die Nacht.

Die Geräusche kamen zurück. Das Wasser im Kanal, der Wind in den leeren Hallen der Pebüso-Fabrik, irgendwo ein Güterzug auf den Schienen, fern und gleichmäßig – die Geräusche, die das Feuer verschluckt hatte, kehrten zurück, eines nach dem anderen, als hätte jemand den Ton wieder aufgedreht. Die Graffiti an den Backsteinmauern waren wieder dunkel. Der Kanal lag schwarz und still, wie vorher, aber das Vorher war eine andere Nacht gewesen, eine Nacht, in der noch hundert Bücher auf der Welt existiert hatten, und jetzt existierten sie nicht mehr.

Ich stand vor dem, was übrig war. Asche auf Beton. Grau, weich, so leicht, dass der Wind sie bewegte, in kleinen Wirbeln über den Boden trieb. Verkohlte Reste, die ich nicht mehr zuordnen konnte – kein Buch, kein Einband, keine Schrift. Nur schwarze Formen, die auseinanderfielen, wenn der Wind sie traf. Wo der Scheiterhaufen gestanden hatte, war ein dunkler Kreis auf dem Beton, und in seiner Mitte die Asche, und darüber die Nacht, und darüber nichts.

September 2001. Der Hafen. Die Asche.

Ich schaute auf meine Hände. Sie rochen nach Benzin und nach Rauch, und sie hielten nichts. Vor einer Stunde hatten sie hundert Bücher sortiert, gewogen, gestapelt, hatten den Benzinkanister

gehoben und das Complete Book of Elves gehalten und es geworfen, und jetzt hielten sie nichts mehr. Die Finger öffneten und schlossen sich. Öffneten und schlossen sich. Da war kein Gewicht mehr, wo Gewicht gewesen war – kein Einband, kein Papier, kein Rücken der nachgab. Die Finger schlossen sich um Luft.

Neben mir Anna. Irgendwann war sie näher gekommen, ich wusste nicht wann, und sie stand jetzt neben mir, nicht drei Meter entfernt wie vorher, sondern neben mir, und ihre Hand berührte kurz meinen Arm – nur kurz, die Finger auf dem Stoff meiner Jacke, ein Druck, der da war und dann nicht mehr – und dann waren ihre Hände wieder in den Taschen, und wir standen nebeneinander und schauten auf die Asche und sagten nichts.

Die Luft war kälter geworden. Oder ich spürte die Kälte jetzt, da das Feuer nicht mehr brannte. Der Hafen lag offen und dunkel und leer, und die Backsteinruinen waren wieder nur Backsteinruinen, und der Kanal war wieder nur der Kanal, und alles war wieder, was es vorher gewesen war, nur dass auf dem Beton ein Kreis aus Ruß und Asche lag, und dass meine Hände nichts hielten.

»Lass uns gehen,« sagte sie.

Wir gingen. Der Kies unter den Sohlen. Das Skateboard in meiner Hand, der leere Rucksack über der Schulter. Hinter uns die Asche, die der Wind über den Beton trieb, über den Hafen, in die Nacht.

Meine Hände waren leer.

# DIE FÜSSE

Meine Hände lagen um die Gabel.

Ein Rest Reis darauf, drei Körner vielleicht, und ich hielt sie fest, als gäbe es sonst nichts zu halten.

September 2010. Karukh, Westafghanistan, eine Autostunde von Herat. Zobair saß mir gegenüber in einem Restaurant, dessen Namen ich nie erfahren habe, sein Teller fast leer, meiner auch. Reis, Fleisch, irgendwas mit Kardamom – es schmeckte gut, aber das war egal. Der Himmel durch das Fenster war stahlblau, ohne eine Wolke, ohne einen Schatten, wie jeden Tag hier.

Neun Jahre seit der Psychiatrie. Neun Jahre seit dem Feuer am Hafen. Ich war jetzt hier, um Kindern in einem Kriegsgebiet das Skateboardfahren beizubringen, und Marc hatte mich empfohlen. »Der kann das«, hatte er zu Titus gesagt, »der war Türsteher, die Jungs hören auf den.« Ich konnte kein Englisch, war noch nie in einem Krisengebiet gewesen, konnte kaum Skateboard fahren. Aber ich hatte nicht gezögert.

Mir war mein Leben im Prinzip egal. Das muss man schon sagen. Mir ging es so dreckig wegen allem – wegen Karo, wegen der Trennung, wegen dieser drei Wochen, in denen ich nicht aus dem Bett gekommen war – dass ich mir gedacht hatte: Wenn ich nicht zurückkomme, dann ist das egal, passt schon, dann ist das halt so.

Ich konnte nur gewinnen. Ich konnte nichts verlieren.

Draußen vor dem Fenster stand der Toyota, weiß und staubig, die Windschutzscheibe voller Fliegendreck. Zobair fuhr immer. Ich saß daneben und sah zu. Der Kellner kam und räumte die Teller ab, seine Hände braun und rissig, und er sagte etwas zu Zobair, und Zobair nickte, und ich verstand kein Wort.

Dann die Schüsse.

Von links, von der Hauptstraße, eine ganze Salve, und der Klang hallte von den Lehmwänden der Gasse und kam aus allen Richtungen gleichzeitig. AK-47, das tiefe Boom, dieser stotternde Rhythmus.

Meine Gabel stoppte auf dem Weg zu meinem Mund. Da war noch ein Rest Reis drauf.

Zobair stand auf. Sein Stuhl schrammte über den Boden, und sein Gesicht war ruhig, aber seine Augen waren es nicht. »Wir müssen sofort los.«

Mir ging der Arsch auf Eis. Das war das Komische. Mein Kopf war ruhig – was soll's, wenn sie mich finden, dann finden sie mich – aber mein Körper gehorchte nicht. Mein Körper wollte rennen.

Ich stand auf. Der Reis fiel von der Gabel. Zobair war schon an der Tür, und draußen hörte ich Schreie und Rufe und das Geräusch von vielen Füßen auf Asphalt. Wir rannten zum Auto.

\*\*\*

Der Toyota stand drei Meter entfernt.

Zobair riss die Fahrtür auf. Ich rannte um das Auto herum, riss an meiner Tür. Sie klemmte. Sie klemmte immer. Ich zertrte, sie ging auf, und ich warf mich auf den Sitz, und Zobair hatte den Motor schon an, bevor ich die Tür zuzog.

Vor uns, am Ende der Straße, der Kreisverkehr. Hunderte von Menschen. Ein Schwarm, der sich in eine Richtung bewegte, und die Richtung waren wir – Sandalen auf dem Asphalt, nackte Füße, schwarze Stiefel, flatternde Hosensäume. Über allem der Skandier-Rhythmus, Aufruf und Antwort, eine Stimme und dann hundert, verstärkt durch die Lautsprecher der Moschee.

Marg bar Amrika.

Irgendein Idiot in Amerika hatte gedroht, den Koran zu verbrennen, und jetzt waren Hunderte auf der Suche nach jemandem, den sie dafür umbringen konnten. Dieser Jemand war jeder, der aussah wie ich. Und ich saß in einem weißen Toyota in einer Stadt, die ich nicht kannte.

Zobair legte den Rückwärtsgang ein. Vollgas. Rückwärts. Die ganze Straße. Er sagte kein Wort. Seine Hände lagen ruhig auf dem Lenkrad, und er steuerte den Toyota nur über den Rückspiegel, als wäre das etwas, das er jeden Tag tat.

Ich drehte mich um und griff ins Polster hinter mir und startete durch die Heckscheibe, und die Straße raste auf mich zu – Lehmwände links und rechts, braun und rissig, der Motor heulte im Rückwärtsgang, und der Diesel stank durch die offene Scheibe.

Schüsse hinter uns. Der Klang hallte von den Mauern und kam aus allen Richtungen gleichzeitig.

Meine Hand verkrallte sich im Polster. Ich spürte den Stoff unter den Fingernägeln, rau und dünn. Ich hielt fest, weil der Körper etwas zum Festhalten brauchte, wenn der Kopf schon aufgegeben hat.

Bremsung. Hart. Der Gurt schnitt mir in die Brust, und Zobair riss das Steuer nach links. Der Toyota schoss in eine Seitenstraße, Mauern links und rechts, braun, rissig, die Lehmziegel brachen an den Kanten.

Kein Mensch. Kein Laut außer dem Motor. Die Gasse war so eng, dass die Spiegel fast die Wände berührten. Zobair fuhr, als hätte er

diese Strecke hundertmal gemacht. Links, rechts, links. Ich kannte die Straßen nicht, aber Zobair kannte jede Gasse in dieser Stadt, jede Abzweigung, jeden Durchgang.

Er sagte nichts. Ich sagte nichts. Es gab nichts zu sagen.

Wenn sie mich finden, dann finden sie mich.

Das war nicht Mut, das war der Kopf, der aufgegeben hatte, und der Körper, der trotzdem weitermachte – die Augen auf der Straße, die Hand im Polster, die Füße gegen das Bodenblech gestemmt.

Ich roch verbrannten Gummi und heißen Staub, und irgendwo hinter uns brannten Reifen, und der Rauch trieb flach über die Dächer. Die Straßen wurden stiller. Keine Rufe mehr, kein Skandieren, keine Schüsse. Durch die offene Scheibe kam die Hitze herein, trocken, mineralisch. Sie schmeckte nach Lehm und Diesel und diesem alkalischen Staub, der in Afghanistan überall ist. Der Himmel darüber stahlblau wie immer, als wäre nichts passiert.

Meine Hände lagen noch im Polster, und ich ließ nicht los, obwohl die Schüsse längst hinter uns lagen und die Straße leer war.

Dann hielten wir. Zobair hupte. Einmal. Kurz. Vor uns ein Tor – gewelltes Stahlblech, grau und verbeult, eingelassen in Lehmziegelfosten, und dahinter eine Mauer, die höher war als das Auto. Jemand rief etwas hinter der Mauer, eine Stimme, die Zobair kannte. Metall auf Metall, ein Scharnier, das quietschte. Das Tor öffnete sich.

Wir fuhren in den Innenhof, und er war klein – zehn mal zehn Meter vielleicht, Betonboden, rissig, ein Brunnen in der Ecke, Plastikstühle an der Wand, und in der Mitte ein Baum, dessen Blätter grau vom Staub waren.

Hinter uns schloss sich das Tor. Metall auf Metall. Das Quietschen der Angeln. Das Klicken des Riegels. Dann eine Stille, die anders war als vorher, weil jetzt eine Mauer zwischen uns und der Straße stand.

Zobair stellte den Motor ab und lehnte sich zurück, die Hände noch auf dem Lenkrad. Er drehte sich zu mir. »Wir bleiben hier«, sagte er. »Bis es vorbei ist.« Ich nickte.

Ich stieg aus dem Toyota, und meine Beine waren weich. Der Boden unter meinen Füßen war fest – gestampfte Erde, Beton, rissig –, aber meine Beine fühlten sich an, als wären sie aus Wasser. Mein Hemd klebte am Rücken. Der Schweiß lief mir den Nacken hinunter und sammelte sich zwischen den Schulterblättern, und ich stand da und wusste nicht wohin mit meinen Händen.

Ein Mann kam aus dem Haus, braunes Hemd, Bart. Er schüttelte Zobairs Hand, und sie redeten, und ich stand daneben und verstand kein Wort. Zobair kannte diesen Mann, und dieser Mann hatte sein Tor geöffnet. Das reichte.

Ich lehnte mich an die Mauer neben dem Brunnen. Die Hitze drückte von oben auf den Hof, und ich roch gebackene Lehmziegel und heißen Staub, und aus den Nachbarhöfen kam Kreuzkümmel. Der Himmel über dem Hof war stahlblau wie immer, und der Baum in der Mitte warf einen Schatten, der nicht groß genug war für einen Menschen.

Mein Herz schlug immer noch zu schnell. Ich verschränkte die Arme, löste sie, verschränkte sie wieder. Das Hemd trocknete langsam in der Hitze, der Stoff steif vom Schweiß. Irgendwo hinter der Mauer, weit weg, hörte ich Rufe – der Mob war noch da, aber nicht hier.

Dann sah ich das Tor von innen – gewelltes Stahlblech, grau und verbeult, die Oberfläche heiß von der Sonne. Und unten, zwischen dem Blech und dem Boden, war ein Spalt. Zehn Zentimeter. Ich konnte durch den Spalt die Straße sehen – ein Stück Asphalt, Staub, die untere Kante der Mauer gegenüber.

Sonst nichts. Noch nicht.



Aber ich wusste: Wenn sie kommen, sehe ich ihre Füße, bevor sie mich sehen. Zehn Zentimeter zwischen mir und der Welt.

Irgendwann setzte ich mich auf den Boden, den Rücken an die Mauer, die Knie angezogen. Der Beton war warm unter mir. Die Hitze stieg auf und legte sich auf die Haut wie feuchtes Tuch. Zobair saß im Toyota. Der Mann im braunen Hemd war ins Haus gegangen. Ich war allein mit dem Tor.

Dann legte ich mich hin. Ich weiß nicht mehr, wann – nach einer Stunde vielleicht, nach zwei. Die Zeit hatte aufgehört zu zählen, und es gab nur noch das Tor und den Spalt und das Warten.

Ich lag auf der Seite, das Gesicht auf Höhe des Spalts, und kleine Kiesel drückten sich in meinen Arm und in meine Hüfte, und ich spürte jeden einzelnen, weil der Körper jetzt alles spürte – den Boden unter mir, die Hitze, den Staub auf meinen Lippen, den eigenen Atem.

Eine Handbreit Welt. Draußen: Asphalt, Staub, die untere Kante der Mauer gegenüber. Stille. Kein Fuß, kein Schatten, kein Laut außer dem Wind, der Staub über den Asphalt trieb. Der Staub legte sich auf meine Lippen. Er schmeckte nach Lehm.

Noch nicht. Ich lag und wartete.

\*\*\*

Dann kamen die Füße.

Zuerst hörte ich sie – Schlurfen auf Asphalt, viele Schritte, keine Eile, aber auch kein Zögern, und ich wusste sofort, das sind Menschen, die etwas suchen.

Dann sah ich sie.

Ledersandalen durch den Spalt. Peshawari Chappal, die Sohlen aus alten LKW-Reifen geschnitten – schwarzes Gummi, das Profil fast abgelaufen, aber noch sichtbar. Ich zählte. Ein Paar, zwei, drei, vier, fünf, sechs – mindestens sechs Männer, und sie bewegten sich langsam, und jeder Schritt wirbelte Staub auf Knöchelhöhe.

Links. Rechts. Ein Fuß hob sich und setzte wieder auf. Staub wirbelte und legte sich.

Ich atmete flach. Mein Herz schlug so laut, dass ich dachte, sie müssten es hören – durch das Tor, durch den Spalt, durch die zehn Zentimeter zwischen mir und dem Tod, und ich drückte mein Gesicht in den Boden und lag still und hörte mein eigenes Blut in den Ohren.

Die Füße blieben stehen. Direkt vor dem Schlitz. Ich hörte auf zu atmen. Meine Finger krallten sich in den Boden. Die Kiesel bohrten sich in meine Handflächen, und ich drückte fester, als könnte ich mich in die Erde graben.

Ich sah die Riemen der Sandalen, braunes Leder, rissig, ausgebleicht von der Sonne, und den Staub auf den nackten Zehen. Ich sah die Sohlen – das schwarze Gummi, das einmal einen Lastwagen getragen hatte. Ich sah jede Rille im Profil, jeden Riss im Leder, weil ich nichts anderes sehen konnte als diese Füße, zehn Zentimeter von meinem Gesicht entfernt.

Einer der Männer sagte etwas, und ein anderer antwortete, und ich verstand kein Wort. Ihre Stimmen waren ruhig. Sie hatten Zeit. Ich hatte Staub auf den Lippen und Kiesel unter dem Brustbein und den Geschmack von Lehm im Mund.

Die Füße bewegten sich nicht. Ich bewegte mich nicht.

Mein Körper wollte aufspringen, jede Faser, aber ich lag da und sah die Füße an und atmete und zählte. Ich zählte meinen Atem – ein, zwei, drei –, ich zählte die Riemen an den Sandalen. Ich zählte

alles, was ich zählen konnte, weil Zählen das Einzige war, was ich tun konnte.

Wenn sie mich jetzt finden, dann war\'s das.

Ich wusste nicht, ob ich mich gewehrt hätte, und ich wusste nicht, ob ich überhaupt aufgestanden wäre. Mir war ja egal, ob ich zurückkam – aber mein Körper lag da und rührte sich nicht.

Dann bewegten sich die Füße. Sie gingen weiter. Ein Schritt. Noch einer.

Das Schlurfen auf dem Asphalt, weiter die Straße hinunter, weg vom Tor, und der Klang wurde leiser und leiser, bis nur noch Stille war.

Ich atmete aus.

Mein Körper wollte leben.

Ich spürte es erst jetzt – mein ganzer Körper zitterte, und ich lag auf dem Boden und konnte nicht aufhören, die Hände, die Beine, alles, und die Kiesel drückten in meinen Arm, und der Staub lag auf meinen Lippen.

Ganz, ganz, ganz komisches Gefühl.

Die Kiesel drückten in meinen Arm, und der Staub lag auf meinen Lippen, und ich schmeckte Lehm. Meine Hände zitterten immer noch. Der Himmel über dem Innenhof war stahlblau und gleichgültig. Die Füße waren weg. Die Straße war still. Ich lag auf dem Boden eines Innenhofs in Westafghanistan, und die Männer, die mich suchten, waren weitergegangen. Ich atmete.

\*\*\*

Ich stand auf.

Der Staub fiel von meiner Kleidung. Meine Knie knackten, und meine Hände zitterten immer noch, aber weniger. Zobair stand neben dem Toyota und sah mich an und sagte nichts.

Wir blieben eine Woche. Eine Woche hinter dem gewellten Stahlblech, eine Woche, in der ich den Spalt beobachtete und auf Füße wartete, die nicht mehr kamen, und Zobairs Freund brachte uns Reis und Fleisch und Fladenbrot, und ich aß und schlief und wartete.

Irgendwann hörte ich, dass die Demonstration vorbei war, dass sie einen UN-Mitarbeiter erwischt hatten, dass es Tote gab. Ich fragte nicht, wie viele. Die Tage waren lang und heiß, und ich saß am Tor und beobachtete den Spalt. Abends legte ich mich auf die Seite und sah den Himmel über dem Hof dunkel werden.

Nach einer Woche kam Zobair zu mir. »Es ist vorbei«, sagte er. »Sie sind weg.« Er setzte sich neben mich, und die alten Plastikstühle knarrten unter seinem Gewicht.

»Willst du nach Hause?«

Nach Hause – Deutschland, Münster, die Wohnung, in der niemand auf mich wartete, die Straßen, die ich kannte, das Leben, das ich hinter mir gelassen hatte.

»Nein«, sagte ich. »Wir können das weitermachen.«

Zobair nickte, als hätte er nichts anderes erwartet. Am nächsten Morgen brachte er mir eine Burka, hellblau, und der Stoff roch nach Staub und etwas Süßlichem, das ich nicht zuordnen konnte. Ich zog sie über, und der Stoff fiel über mein Gesicht, über meine Schultern, bis zum Boden. Durch das Gitter vor meinen Augen sah ich die Welt in kleinen Rechtecken.

Wir fuhren durch die Straßen von Herat, vorbei an Checkpoints, vorbei an Männern mit Gewehren, und ich saß auf dem Rücksitz und sah durch das Gitter und sagte nichts. Die Hitze drückte durch den

Stoff, und mein Atem wurde feucht unter dem Gitter. Niemand hielt uns an. Niemand sah mich an.

Am Skatepark warteten die Kinder schon. Ich stieg aus und zog die Burka aus, und der Stoff fiel auf den staubigen Boden. Ich war wieder der Mann, der Kindern in einem Kriegsgebiet das Skateboardfahren beibringen sollte, und der Staub unter meinen Schuhen war derselbe wie im Innenhof.

Ich stellte mich auf das Brett. Die Kinder sahen zu. Ich fuhr los.  
So war es halt. Weiter.

# DIE WÜSTE

Die Kalaschnikow lag auf der Mittelkonsole.

Eine AK-47 mit abgegriffenem Holzschaft, das Metall stumpf von der Sonne. Sie lag auf der Mittelkonsole zwischen dem Fahrer und mir, der Lauf nach hinten, der Kolben gegen das Armaturenbrett. Niemand im Wagen schien sie zu bemerken. Der Fahrer fuhr. Der Übersetzer auf dem Rücksitz kaute Khat, seine Wange ausgebeult wie ein Tennisball, und starrte aus dem Fenster auf die Mondlandschaft. Ich setzte die Kopfhörer auf. Doom Metal. Die Bässe so tief, dass sie im Kiefer saßen.

Afar-Region, Äthiopien, Juni 2022. Ich war hier, um eine zerstörte Klinik zu dokumentieren. Dreihunderttausend Vertriebene, Tigray-Krieg, eine Hilfsorganisation hatte mich geschickt. Der Land Cruiser schob sich durch die Danakil-Wüste, Fenster geschlossen. Zweiundfünfzig Grad. Die Luft draußen war heißer als drinnen – wer die Scheibe runterließ, holte sich die Hitze in die Lunge.

Mein erster Atemzug war wie Feuer in der Lunge, mein zweiter auch. Der Schweiß verdunstete, bevor er tropfen konnte – zwei Prozent Luftfeuchtigkeit, man merkt nicht, dass man austrocknet, bis es zu spät ist. Billiger Tabak und Diesel und verbrannter Staub, das war der Geruch dieser Wüste. Ich betete – ich weiß nicht, zu wem, ich weiß nicht, warum, ich tat es einfach.

Die Straße war rissig unter den Reifen, und draußen lag schwefelgelbes Gestein, grauweiße Salzflächen, Hitzeschlieren über dem Boden wie Wasser, das nicht da ist – der heißeste bewohnte Ort der Erde, und die Afar leben hier seit Jahrhunderten.

Dann der Knall.

Pfeifen, das Auto zog nach rechts, Staub wirbelte hoch. Reifenplatzer. Ich stieg aus, und die Hitze traf mich wie ein Schlag – die Luft so trocken, dass sie in der Kehle kratzte. Ich ging um das Auto, sah mir den Reifen an und öffnete den Kofferraum.

Ein Ersatzreifen. Zwei Wasserflaschen. Drei Männer.

Klassischer Survival-Fehler.

Zweiundfünfzig Grad, kein Schatten, kein Funkkontakt, eine Straße, auf der stundenlang kein Fahrzeug kommt – ein Ersatzreifen für eine Strecke, auf der zwei das Minimum wären, zwei Wasserflaschen bei einem Flüssigkeitsverlust von eineinhalb Litern pro Stunde. Ich rechnete. Ich sagte nichts. Nicht, weil ich höflich sein wollte – sondern weil es nichts geändert hätte.

Der Fahrer wechselte den Reifen, die Sonne im Nacken, und ich stand daneben und sah zu, während der Staub sich auf Haut und Kleidung und Kameragehäuse legte.

»Die Chinesen können das reparieren«, sagte der Übersetzer. »Wenn wir sie finden.« Der Fahrer klopfte den Staub von seinen Knien und sagte nichts.

Wir stiegen ein. Die Kalaschnikow lag noch da, wo sie gelegen hatte, das Zielfernrohr falsch montiert – ich hatte es sofort gesehen, das LPVO saß verkehrt herum. Aber ich sagte nichts. Noch nicht.

Wir fuhren weiter, und vor uns lag die Wüste, schwefelgelb unter einem weißen Himmel.

Der Fahrer fuhr, der Übersetzer kaute, und ich betete und hörte Doom Metal und starrte aus dem Fenster auf die Mondlandschaft. Schwefelgelb und weiß und grau, Hitzeschlieren über dem Boden wie Wasser, das nicht da war – der heißeste bewohnte Ort der Erde, und die Afar nennen ihn das Tor zur Hölle und leben dort seit Jahrhunderten, als wäre das Tor ein Zuhause.

Dann die Taube. Eine Türkentaube auf einem Felsen, zwanzig Meter von der Straße, braunes Gefieder, der schwarze Streifen am Hals. Sie beobachtete uns, als wir vorbeifuhren, und sie bewegte sich nicht. Hier, bei zweiundfünfzig Grad, in einer Wüste, in der nichts leben sollte.

Ich nahm die Kopfhörer ab.

»Stopp.« Der Fahrer reagierte nicht. »Stopp«, sagte ich noch einmal. Er trat auf die Bremse, und der Wagen stand.

Die Taube sah zu mir herüber. Ich sah zurück. Kein Wasser, kein Schatten, nichts als Hitze – und dieses Tier lebte hier.

Die krassesten Survival-Spezialisten, die es gibt – das dachte ich damals, und ich denke es heute noch, Türkentauben, die überleben, wo nichts überleben sollte, ohne Wasser, ohne Schutz, einfach da, als hätte ihnen niemand gesagt, dass es unmöglich ist.

Der Fahrer schüttelte den Kopf. Wegen einer Taube. »Weiter«, sagte ich, und wir fuhren.

Die Checkpoints kamen regelmäßig, alle paar Kilometer einer. Männer mit Waffen, die aus der Hitze auftauchten, unsere Papiere prüften und uns durchwinkten. Die Luft roch nach Diesel und Schweiß.

Ich musterte die Waffen. Es war wie ein Museum – Lee-Enfields aus dem Zweiten Weltkrieg mit rissigen und ausgebleichten Holzschäften, Mosin-Nagants mit langen Läufen aus einer anderen Ära, daneben AK-47s mit schwarzem Kunststoff statt Holz,



SKS-Karabiner und PKM-Maschinengewehre, alles durcheinander, alles zusammengewürfelt. Ich erkannte jede einzelne. Ich hatte nie in einer Armee gedient und nie einen Krieg gekämpft, aber ich kannte diese Waffen. Ich wusste, wie sie funktionierten, wie sie sich zerlegten, wie sie sich anfühlten.

An einem Checkpoint hielt ein Mann eine Lee-Enfield in der Hand. Der Schaft war mit Draht umwickelt, wo das Holz gebrochen war, der Verschluss so abgegriffen, dass das Metall glänzte. Die Waffe war älter als er, älter als sein Vater vermutlich. Er bemerkte meinen Blick und merkte, dass ich sie erkannte.

Er sagte etwas zu dem Übersetzer. Der Übersetzer lachte.

»Er fragt, ob du Soldat bist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur der Fotograf.«

Wir fuhren weiter, und die Sonne sank, und das Licht wurde orange, dann rot, dann dunkelrot, die Mondlandschaft verwandelte sich, Schatten krochen über die Felsen, und die Hitze ließ ein wenig nach – ein wenig.

Dann das Dorf. Es tauchte aus der Dämmerung auf, Lehmhütten, ein paar Bäume, Menschen im Schatten. Der Fahrer wurde langsamer.

»Da könnte der Feind sein«, sagte er, ruhig, wie eine Feststellung, wie etwas, das einfach so war.

Er griff nach der Kalaschnikow und hielt sie mit einer Hand aus dem Fenster, den Lauf nach draußen, während er mit der anderen weiterfuhr. Fünf Kilometer durch die Stadt, ruhig und taktisch. Die Waffe als Signal nach außen, dass jemand in diesem Auto wach war.

Dann waren wir durch. Der Fahrer legte die Kalaschnikow auf die Mittelkonsole zurück und fuhr weiter. Der Übersetzer kaute.

Ich setzte die Kopfhörer wieder auf, Doom Metal, die tiefen Gitarren, aber ich hörte nicht mehr richtig hin. Ich dachte an die Türken-

taube auf dem Felsen, an die Waffen an den Checkpoints. Ich dachte an den Mann mit der Lee-Enfield, der gefragt hatte, ob ich Soldat sei.

Nur der Fotograf – das hatte ich gesagt. Ich fragte mich, ob das stimmte.

\*\*\*

Wir hielten an. Die Hitze stand über dem Land Cruiser wie eine Glocke, und der Motor tickte, und es war still. Ich sah auf die Kalaschnikow zwischen den Sitzen, auf den abgegriffenen Holzschaft und das stumpfe Metall und das Zielfernrohr, das ich die ganze Fahrt über beobachtet hatte, ohne es anzufassen, und ich wusste, dass ich es nicht länger ignorieren konnte. Jetzt sah ich sie richtig an.

Das Zielfernrohr war verkehrt herum. Das LPVO saß so, dass man durch die falsche Seite schauen würde, alles verkleinert statt vergrößert, und wer auch immer das montiert hatte, hatte keine Ahnung gehabt. Im Ernstfall hätte derjenige sein Ziel kleiner gesehen, und er hätte daneben geschossen oder gar nicht erst gefeuert, weil er nicht verstand, was er sah.

Die Waffe war nutzlos so. Ich musste sie mir ansehen. Ich griff danach, und das Metall war heiß von der Sonne, so heiß, dass es in den Händen brannte. Der Holzschaft war rau und abgegriffen von Jahren im Staub. Die Waffe lag schwer in meinen Händen, und sie lag vertraut – das Gewicht, die Balance, der Geruch nach altem Öl.

Ich zog das Magazin raus und sah mir die erste Patrone an. Verbeult – die Hülse eingedrückt, das Messing matt und verkratzt. Die hätte beim Abfeuern klemmen können, oder die Hülse wäre im Patronenlager geplatzt und die Waffe in der Hand desjenigen explodiert, der sie abgefeuert hätte. Ich legte die verbeulte Patrone auf den Sitz, schob

den Verschluss zurück und überprüfte das Patronenlager. Leer. Kein Widerstand im Mechanismus, der Verschluss lief sauber.

Ich legte den Sicherungshebel um.

Klick.

Der Laut war laut in der Stille, metallisch und endgültig, und der Fahrer beobachtete meine Hände, und der Übersetzer auf dem Rücksitz hatte aufgehört zu kauen.

Ich löste die vier Schrauben des Zielfernrohrs, eine nach der anderen, und hob es vom Lauf und legte es auf den Beifahrersitz. Das Zielfernrohr war nutzlos – vierfache oder fünffache Vergrößerung, nicht eingeschossen, und selbst wenn man es umdrehte, müsste man es erst einschießen, und dafür fehlte die Zeit und die Munition. Also weg damit. Kimme und Korn, die normale Visierung, das funktioniert immer.

Ich hob die Waffe und visierte über Kimme und Korn an, durch das offene Fenster, auf einen Felsen in der Ferne. Die Wüste lag schwefelgelb dahinter, Hitzeschlieren über dem Boden. Die Waffe lag ruhig in meinen Händen. Ich hielt den Atem an, mein Zeigefinger neben dem Abzug, nicht darauf, und richtete die Visierlinie aus. Die Linie stimmte.

Ich setzte die Waffe ab und drückte das Magazin zurück in den Schacht.

Chunk.

Der Fahrer nickte einmal. Er nickte, wie jemand nickt, der verstanden hat. Er sah mich an, und in seinem Blick war etwas, das vorher nicht da gewesen war. Dann stieg er aus.

Ich legte die Waffe zurück auf die Mittelkonsole, den Lauf nach hinten, den Kolben gegen das Armaturenbrett, an dieselbe Stelle, wo sie die ganze Fahrt gelegen hatte. Nur dass sie jetzt funktionierte. Meine Hände rochen nach Metall und Öl.

\*\*\*

Später saßen wir unter einem Baum.

Die Hitze war immer noch da, aber der Schatten half, ein wenig. Der Übersetzer hatte Tee organisiert – süß, heiß, in kleinen Gläsern, die zu dünn waren, um sie lange zu halten. Ich hielt meins in beiden Händen und spürte die Wärme durch das Glas, obwohl die Luft um uns herum heißer war als der Tee.

Um uns herum saßen Männer. Afar-Krieger, Qafar, wie sie sich selbst nannten. Staub auf ihren Sandalen, Jile-Dolche an den Gürteln, die gekrümmten Klingen in Lederscheiden, die Griffe aus Horn. Sie saßen im Halbkreis und tranken Tee und redeten leise auf Qafar, und ihre Stimmen klangen wie etwas, das in dieser Landschaft gewachsen war.

Der Fahrer redete mit ihnen. Er zeigte auf mich und machte Handbewegungen – das Drehen der Schrauben, das Anheben der Waffe, das Visieren über Kimme und Korn. Ich verstand die Worte nicht, die er zu ihnen sprach, aber ich verstand, wovon er erzählte. Das Zielfernrohr. Die verbeulte Patrone. Der Klick. Der Chunk.

Die Krieger sahen mich an.

Einer von ihnen war älter als die anderen, und er saß etwas abseits von den Jüngeren. Grauer Bart, tiefe Falten um die Augen, ein Gesicht, das aussah wie die Wüste selbst. Er trug einen Jile-Dolch mit einem Griff aus hellem Horn, die Klinge in einer Lederscheide mit Messingnieten. Er sah mich lange an, und sein Blick war nicht neugierig – er war prüfend, wie der Blick eines Mannes, der andere Männer danach beurteilt, was sie mit ihren Händen können.

Dann sprach er. Der Übersetzer lauschte und wandte sich mir zu.

»Jemanden wie dich hätten wir brauchen können.«

Ich hielt das Teeglas. Der Zucker klebte am Boden. Die anderen Krieger nickten, und in ihren Blicken war nicht Höflichkeit, nicht Freundlichkeit, sondern Anerkennung – das Erkennen von etwas, das sie in sich selbst kannten.

Ich sagte nichts. Ich hielt das Glas und trank, und der Tee war zu süß und zu heiß, aber ich trank.

Jemanden wie dich.

Ich saß unter einem Baum in der Danakil-Wüste, und ein Mann, der sein ganzes Leben lang gekämpft hatte, sah in mir etwas, das meine eigene Familie nie gesehen hatte – und ich war nicht mehr in Äthiopien, sondern in Nottuln, auf einem Bordstein, zwölf Jahre alt, und Malte kam mit sieben Typen aus der Haustür.

Er war größer als ich und älter, und hinter ihm standen sieben Leute, und ich saß auf dem Bordstein unter einer Straßenlaterne und wusste, was gleich passieren würde. Die Laterne summt über mir. Das Licht fiel auf den Gehweg, und Maltes Schatten war länger als meiner. Du bleibst sitzen. Ich weiß nicht, ob ich mir das selbst gesagt habe oder ob es einfach da war, wie ein Instinkt, der älter war als Angst. Ich blieb sitzen. Dann stand ich auf. Malte kam auf mich zu, und ich packte ihn und hielt ihn fest, und er schlug und ich hielt, und ich ließ nicht los. Der Krieger mit zwölf. Derselbe Mensch, der dreißig Jahre später in der Danakil unter einem Baum saß und Tee trank.

In meiner Familie war Kämpfen eine Sünde. Ich hatte mich zur Bundeswehr gemeldet, und die Bundeswehr hatte mich ausgemustert.

Ich trank den letzten Schluck Tee. Der Zucker war zu süß auf meiner Zunge. Die Sonne stand tief über der Wüste, und der Schatten des Baums wurde länger.

Wenn ich keine Familie hätte, dann würde ich jetzt da bleiben.

Der Gedanke war einfach da, wie die Hitze, wie der Staub, wie die Kalaschnikow im Land Cruiser. Bleiben. Mit ihnen leben. Das sein, was ich immer gewesen war, an einem Ort, wo es keinen Namen brauchte und keine Erlaubnis und keine Entschuldigung.

Aber auf mich wartete zu Hause etwas – Miri, das Kind, das Leben, das ich mir gebaut hatte und das ich brauchte, um nicht zu verschwinden.

Ich sah den alten Krieger an, und er sah mich an, und zwischen uns war der Tee und der Staub und die Stille eines Nachmittags in der Danakil. Er wartete, und ich stellte das Glas auf den staubigen Boden zwischen meine Füße.

Ich war Kämpfer. Ich war Beschützer. Ich war Krieger. Das hatte ich mein Leben lang gewusst. Nur nie ausgesprochen.

\*\*\*

Der alte Krieger stand auf und bewegte sich langsam, wie ein Mann, der gelernt hat, dass Eile nichts ändert. Er legte mir die Hand auf die Schulter – kurz, fest, der Griff eines Mannes, der andere Männer an ihren Händen erkennt – und ging zurück in die Hitze. Die anderen folgten ihm, einer nach dem anderen, Staub unter ihren Sandalen, und die Jile-Dolche klirrten leise an den Gürteln. Dann waren sie weg.

Ich blieb unter dem Baum sitzen.

Das Teeglas stand zwischen meinen Füßen auf dem staubigen Boden. Leer. Der Zucker klebte am Rand. Um mich herum war nichts als der Schatten und die Hitze und die Stille, die sie hinterlassen hatten. Keine Stimmen mehr, kein Qafar, nur der Wind, der über die Ebene strich und den Staub vor sich hertrieb.

Meine Hände lagen auf meinen Knien. Sie rochen nach Metall und Öl und Tee.

Irgendwo hinter mir tickte der Motor des Land Cruisers. Das einzige Geräusch außer dem Wind. Der Fahrer wartete. Er würde warten, so lange es dauerte – er war ein Mann, der wusste, dass manche Dinge ihre Zeit brauchen.

Dann stand ich auf.

Ich ging zum Land Cruiser. Mit jedem Schritt wurde der Baum kleiner hinter mir und der Schatten kürzer und die Hitze stärker. Ich spürte das Gewicht der Kamera an meinem Hals, das vertraute Ziehen des Gurts gegen die Haut, das Gehäuse, das gegen meine Brust schlug bei jedem Schritt.

Ich hob die Kamera.

Nicht um zu fotografieren – es gab nichts mehr zu dokumentieren – sondern weil die Kamera das Einzige war, das zwischen mir und dem stand, was gerade passiert war: den Bordstein in Nottuln, den Opa mit dem Rauschbart, den Brief auf der Station und den alten Krieger, der in mir etwas erkannt hatte, das dreißig Jahre lang niemand hatte sehen wollen.

Ich hielt sie vor mein Gesicht. Das Gehäuse war warm von der Sonne. Ich sah durch den Sucher auf die Ebene, auf den Staub und den Baum, unter dem gerade noch Männer gesessen hatten, die mich kannten, ohne mich zu kennen.

Nur der Fotograf.

Das hatte ich dem Mann am Checkpoint gesagt, Stunden zuvor, eine halbe Wüste entfernt. Jetzt sagte ich es mir selbst, leise, wie man sich etwas sagt, weil die Alternative zu laut ist.

Ich ließ die Kamera sinken.

Der Fahrer sah mich an. Er nickte. Ich nickte zurück. Wir stiegen ein. Er drehte den Schlüssel, der Motor sprang an, und der Land

Cruiser schob sich auf die Piste. Der Übersetzer auf dem Rücksitz kaute. Niemand sprach, und wir fuhren. Zurück durch die Checkpoints, zurück durch die Mondlandschaft. Die Sonne sank, das Licht wurde rot und dann dunkel, und die Männer an den Schlagbäumen winkten uns durch, ohne in den Wagen zu sehen. Ich setzte die Kopfhörer auf. Doom Metal, langsam und schwer. Aber ich hörte nicht hin.

Ich sah aus dem Fenster auf die Wüste, die im Dunkeln verschwand, und ich dachte an nichts. Das war das Kunststück – an gar nichts denken, wenn alles in einem schreit. Fünfzehn Jahre lang hatte ich das geübt, in zweiundzwanzig Ländern, und ich war gut darin geworden.

Die Stille im Land Cruiser war anders als die Stille unter dem Baum. Unter dem Baum war sie voll gewesen – voll von Tee und Blicken und dem Satz des alten Kriegers. Hier war sie leer. Ich hatte sie selbst geleert.

Die Kalaschnikow lag zwischen den Sitzen.

Ich schaute nicht hin.



# DAS MESSER

Der Dreizack lag quer im Boot, als das Wasser zuckte.

Aber das kam später. Die Nachtjagd, das schwarze Wasser, der vierzehnjährige Bootsmann mit Unterarmen wie Taue – das kam alles später. Am Anfang war ich nur der Fotograf.

Eine Hilfsorganisation hatte mich in den Amazonas geschickt, ihre Projekte zu dokumentieren. Militärisches Sperrgebiet, Bundesstaat Amapá, mitten im Regenwald, mitten auf dem Äquator. Ohne die Organisation kam niemand rein, aber mir standen alle Türen offen. Das war das Geniale an diesen Aufträgen – du warst willkommen, und plötzlich warst du mittendrin.

Die Wayapi trugen Lendenschurze, hatten Schrotflinten und Motoren für die Boote und Taschenlampen und Radios, sonst fast nichts. Kein Strom, kein Netz, kein Signal – nur feuchte Hitze und ein Wald, der nie still war.

Siebenundzwanzig, achtundzwanzig Grad, Tag und Nacht kaum Unterschied, siebzig bis neunzig Prozent Luftfeuchtigkeit, und der Schweiß lief, aber er verdunstete nicht – er stand auf der Haut wie ein Film, der nicht trocknen wollte. Zuerst hatte ich Stiefel an, aber die Füße verrotteten da drin. Nach drei Tagen lief ich barfuß in Flip-Flops, wie alle anderen. Der Boden war weich und warm unter den Sohlen und gab bei jedem Schritt nach. Das Kronendach über uns

war so dicht, dass das Licht kaum durchkam, grünes Dämmerlicht, selbst mittags.

Wir bewegten uns nur auf dem Wasser. Zu Fuß war es zu gefährlich – Schlangen, Giftpflanzen, Insekten, alles was kriechen und stechen konnte. Die Flüsse lagen teeschwarz unter dem Kronendach, Baumstämme im Wasser, Äste, Gestrüpp. Die Jäger hatten eine Kettensäge dabei, hundertfünfundzwanzig Kubik, Blatt anderthalb Meter lang. Damit hielten sie die Wasserwege offen.

Der Klangteppich schwieg nie – Brüllaffen morgens und abends, neunzig Dezibel, ein tiefes Grollen, das durch den Brustkorb fuhr, Zikaden am Nachmittag, nachts die Frösche, und dazwischen der Screaming Piha, ein Vogel, so laut, als würde jemand in den Wald hinein schreien. Der Geruch war überall, dicker Dunst von Vegetation, verrottende Blätter, feuchtes Holz. Nicht schlecht – der Geruch von etwas, das lebt und stirbt und lebt, gleichzeitig und ununterbrochen.

Die Jäger beobachteten mich, keine gemeinsame Sprache, kein Portugiesisch, nur Handzeichen und Blicke – das reichte. Sie waren skeptisch, ein Weißer mit einer Kamera, der durch den Sucher auf ihre Welt schaute, als wäre sie ein Motiv.

Dann die Regel.

Wenn du nicht mit jagst, kriegst du auch nichts zu fressen.

Sie drückten mir die Schrotflinte in die Hand, alter Lauf, abgegriffener Schaft. Einen Bauchgurt mit Munition hängten sie mir um den Hals. Keine Erklärung. Friss oder stirb. Ich nahm die Waffe, und der Schaft roch nach Öl und feuchtem Holz.

Es gibt ja da keine Dämmerung, sondern in zehn Minuten ist das Licht aus – so ist das am Äquator, Sonne weg, und dann schwarz. Nicht dämmerig, nicht grau – schwarz. Absolute Schwärze unter dem

Kronendach, eine Dunkelheit, in der die Hand vor dem Gesicht verschwand.

Der erste Aufbruch war um vier Uhr morgens, Nachtjagd. Der Bootsmann war vierzehn Jahre alt, breite Schultern, Unterarme wie Taue. Ich hatte noch nie einen Vierzehnjährigen gesehen, der so kraftvoll aussah. Zwölf Stunden auf dem Wasser, zwölf Stunden im Dunkeln. Sie jagten vom Boot aus, Taschenlampen ins Schwarz, die Schrotflinte im Anschlag. Die Lichtkegel tasteten über das schwarze Wasser.

Der Dreizack lag quer im Boot. Die Schrotflinte auf meinen Knien, die Munition am Hals, und der Wald schrie, und das Wasser war schwarz.

\*\*\*

In den ersten Stunden stellten wir Fallen für die Riesenfische – Schnüre mit Fruchtködern ins schwarze Wasser, dann warten, Taschenlampen in die Bäume, zwei Augen reflektieren im Lichtkegel, Schuss, Stille, das Tier suchen, weiter. Ab achtzehn Uhr die Schrotflinte. Die Kommunikation lief über Hände – eine gespreizte Hand hieß Stopp, ein Fingerzeig hieß dahin, ein Kopfschütteln hieß lass es, und ich brauchte keine Worte, um zu verstehen. Alles vom Boot aus. Alles, was man in Deutschland nicht darf.

Der Geruch von Fischblut und nassem Holz hing über dem Fluss, und die Taschenlampen warfen Kreise auf die Oberfläche, helle Flecken auf Schwarz, und darunter bewegte sich manchmal etwas, ein Schimmern, ein Schatten, und dann wieder nichts. Irgendwo im Kronendach schrie der Piha. So ging es Stunde um Stunde, und der Wald

rings um uns schrie und rauschte und schwieg und schrie wieder, und die Nacht hatte kein Ende und keinen Anfang.

Irgendwann hielten wir am Wasserfall. Das Rauschen schluckte den Wald für einen Moment. Die anderen warfen ihre Schnüre aus – keine richtigen Angeln, nur Stöcke, aber so stabil, dass man nicht glauben konnte, was die aushielten.

Wir waren zu fünft im Boot, zwei angelten, einer am Bug, einer am Heck. Die Luft war warm und schwer, die Feuchtigkeit stand wie ein Tuch über dem Wasser, und das Rauschen vom Wasserfall mischte sich mit den Zikaden zu einem einzigen dichten Ton. Ich lag auf der Mittelbank, die Schrotflinte neben mir, und schaute in die Sterne.

Das Boot zuckte. Erst dachte ich: Strömung. Dann zog es wieder, härter, und der Rumpf drehte sich. Etwas hatte angebissen – etwas Großes.

Im Mondschein sah ich, wie einer der Jäger sich gegen den Stock stemmte, mit dem ganzen Gewicht nach hinten gelehnt. Die Schnur hielt, fünf Meter vom Boot, kein Millimeter Spiel. Sie holten sie Meter für Meter näher, und die Schnur lief unter den Rumpf. Alle sprangen auf.

Einer leuchtete ins Wasser. Im Lichtkegel etwas Langes, Dunkles, das sich unter dem Boot wand, so dick wie mein Oberschenkel und so lang wie der Kahn. Alle redeten gleichzeitig in einer Sprache, die ich nicht verstand.

Einer riss den Dreizack unter der Bank hervor – da lag er immer, quer über den Boden – und stach ins Schwarze. Daneben. Der Nächste nahm ihn und stach. Daneben. Die Oberfläche schäumte, und sie stachen hektisch, einer nach dem anderen, und trafen nichts.

Ich sah ihnen zwanzig Sekunden zu. Die kriegen das nicht gebackten.

Ich nahm den Dreizack. Ein Schlag in den Kopf.

Das Tier hörte auf, sich zu bewegen. Ich griff zu, packte es mit beiden Händen und hob es aus dem Wasser – und dann fuhr der Strom durch meine Arme, durch die Brust, durch den Kiefer, durch alles, Schultern hart, Hände verkrampft, der ganze Körper spannte sich, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

Ich wusste nicht, dass das ein Zitteraal war und dann war der Kaffee auf.

Die Jäger schrien, zeigten auf meine Hände, aufs Tier, ruderten wild mit den Armen. Eins achtzig, vielleicht zwei Meter – so groß wie ich. Ich ließ ihn fallen, und sie sprangen zurück.

An Land nahmen sie die Macheten und schlugen auf den Kopf ein, wieder und wieder, bis es aufhörte zu zucken. Wenn du ihn nicht zerstückelst, gibt er weiter Schläge, auch wenn er tot ist. Essen konnten wir ihn nicht. Schmeckt richtig scheiße. Nur als Köder taugte er – für die Riesenfische, für die wir seit Stunden die Fallen stellten.

Ich saß am Ufer und sah auf meine Hände. Sie zitterten noch. Nicht Angst – der Strom war noch in den Muskeln, irgendwo zwischen den Sehnen, als wollte er nicht gehen.

Die Finger öffneten und schlossen sich von allein, und ich konnte nichts dagegen tun, konnte nur zusehen, wie der Körper etwas tat, was der Kopf nicht befohlen hatte. Es dauerte Minuten, bis die Hände wieder mir gehörten. Die Kiefer schmerzten vom Zusammenpressen, und in den Schultern saß eine Spannung, die nicht nachließ.

Die Jäger zerlegten den Aal bei Taschenlampenlicht. Macheten auf nassem Fleisch, der Geruch scharf und fremd. Keiner sprach mich an. Keiner musste.

Aber sie schauten anders.

Ich ging mit ins Dickicht.

Nicht weil sie mich einluden. Nicht weil ich musste. Einfach so. Nach dem Zitteraal warteten sie nicht mehr, bis ich nachkam – kein Zeichen, kein Blick zurück. Wenn sie morgens die Boote beluden, war mein Platz einfach da, zwischen den Macheten und den Schnüren. Das war die Einladung.

Die Jäger hatten selbst Angst vor dem Wald. Jede Familie hier hatte drei, vier Kinder verloren, Erwachsene auch, durch Schlangenbisse. Sie hatten einen Heidenrespekt vor der Natur. Ich nicht mehr. Kein Arzt, kein Serum, nichts. Sie gingen trotzdem.

Ich stieg aus dem Boot, und der Boden gab nach unter den Flip-Flops, weich und feucht, verrottende Blätter, und der Geruch hing dicht zwischen den Stämmen, Erde und Fäulnis und etwas Süßliches, das ich nicht zuordnen konnte. Kaum Licht hier unten – was durch das Kronendach fiel, reichte nicht für Schatten. Kein Wind erreichte den Boden. Nur Summen, von überall, als würde der Wald selber atmen.

Einer der Jäger rief. Ich blieb stehen, drehte mich um, verstand nicht. Er zeigte nach vorn, nach unten. Dreißig Zentimeter vor meinen Flip-Flops lag sie – zusammengerollt, flach, den Kopf eingezogen, braun auf braun, und ich hätte den nächsten Schritt gemacht, wäre da nicht dieser eine Ruf gewesen, der einzige Laut, der mich noch vom Biss einer Fer-de-lance trennte. Zwei Meter lang, Fangzähne wie Nägel. Das Blut gerinnt nicht mehr, wenn sie dich erwischt.

Mein Puls lief gleichmäßig. Weiter.

Ein anderes Mal streifte eine Liane mein Gesicht, und der Saft spritzte über die Stirn, über die Wange, und brannte sofort, die Haut schwoll an, wurde taub, und ich kniff die Augen zu, bevor er sie erreichte. Einer der Jäger tippte sich an die Augen, dann an den Mund. Schüttelte den Kopf. Auge, Mund, Nase, ein Riss in der Haut – tot.

Ich wischte mir das Gesicht mit dem Unterarm ab. Sie sagten nichts, wischten sich die Hände an den Oberschenkeln ab und liefen weiter. Weiter.

An einer Sandbank hielten wir, weißer Sand mitten im Schwarzwasser, und die Hitze flimmerte über dem offenen Ufer. Nach Stunden unter dem Kronendach brannte das Licht auf der Haut wie etwas Festes. Ich stieg aus und stand keine Minute, da war etwas an meiner Wade. Bullet Ant. Drei Zentimeter, rotbraun. Ich erkannte sie aus einem Video, wusste was sie konnte – vierundzwanzig Stunden Schmerz, als würde jemand eine Flamme an die Haut halten und nicht wegnehmen. Ich schlug sie weg – eine Bewegung.

Einer der Jäger nickte. Kein Ruf diesmal, keine Geste – nur ein Nicken, und er wandte sich ab und ging weiter, ohne sich umzudrehen.

Weiter.

Ich hatte Krokodile mit der Machete getötet und mit der Schrotflinte in Erdlöcher geschossen, wo Erdpaker drinsteckten. War barfuß durch Unterholz gelaufen, das die Haut an den Schienbeinen aufschlitzte, und irgendwann hatte ich aufgehört, mir Sorgen zu machen, und war einfach mitgegangen. Drei Sachen, die mich in wenigen Wochen hätten umbringen können – die Schlange, die Liane, die Ameise. Ich zählte sie nicht. Wenn ich nicht zurückkomme, dann ist das egal. Passt schon.

Und es war mir egal.

Wie ein Geräusch, das man so lange hört, bis man es nicht mehr hört. Nicht mutig. Nicht hart geworden. Einfach egal. Die Gleichgültigkeit war keine Entscheidung, sie hatte sich eingestellt wie der Schweiß auf der Haut und das Summen im Kronendach, und irgendwann war sie einfach da. Ich funktionierte, und der Grund dafür war dunkel und hatte nichts mit Mut zu tun.

Die Jäger gingen weiter. Macheten in der Hand, Blicke auf den Boden, Schritte ohne Zögern. Ich ging mit.

\*\*\*

Die Bäume ließen ihre Früchte ins Wasser fallen, orangene Punkte auf schwarzem Grund, überall zwischen den Stämmen, und die Jäger gingen barfuß hinein, schweigend, bückten sich, griffen zu und warfen alles über die Schultern in die Boote und machten weiter, ohne aufzuschauen. Es stand ihnen bis zu den Knien, warm und dunkel.

Ich stellte die Kamera auf einen Baumstumpf am Ufer, das Gehäuse feucht vom wochenlangen Tragen, den Gurt zusammengerollt daneben. Zum ersten Mal seit ich hier angekommen war kein Gewicht um den Hals, keine Linse zwischen mir und dem, was ich sah, kein Sucher, kein Rahmen, nichts, das trennte.

Ich zog die Flip-Flops aus, legte sie neben die Kamera und ging barfuß hinein, und das Wasser war warm, achtundzwanzig Grad, und es stand still zwischen den Stämmen, der Boden weich unter den Sohlen, Schlamm und verrottende Blätter, die sich um die Zehen legten. Es roch nach Erde und nach Fallobst, schwer und süß, so dicht, dass man es fast anfassen konnte. Nur manchmal ein leises Platschen von oben, wenn eine Frucht die Oberfläche traf. Durch das Blätterdach fiel Licht in Streifen auf die schwarze Fläche, und die Streifen wanderten langsam, als würde jemand sie verschieben.

Ich griff in die Äste, pflückte, was reif war, und warf alles in die Boote, und an den Händen haftete der Saft, klebrig und warm. Keiner schaute zu mir, keiner sagte etwas, und es gab nichts zu sagen. Wir arbeiteten nebeneinander, barfuß im selben Wasser, und manchmal berührten sich unsere Schultern. Es war, als wäre das immer schon so



gewesen, als hätte es nie einen Sucher gegeben und nie eine Sprache, die man hätte sprechen müssen.

Und dann kamen die Tränen.

Sie liefen einfach, über die Wangen, am Kinn entlang, und fielen ins Wasser, wo sie verschwanden, und ich heulte, still, während meine Hände weiter in die Äste griffen und die Füße im Schlamm standen und die Tränen liefen, und ich wusste nicht, woher sie kamen, nur dass sie da waren und dass ich sie nicht aufhalten konnte und auch nicht wollte.

Da dachte ich mir wow jetzt bist du mit den Ureinwohnern im Amazonas und sammelst Früchte. Das war ein schöner krass – da auch geweint. Der Gedanke kam mitten in der Bewegung, ohne Stimme, ohne Gewicht, und er blieb, und die Hände griffen weiter, und das Wasser stand still.

Einer der Jäger hob den Blick und hielt kurz inne, und dann bückte er sich nach einer Frucht am Boden und machte weiter, kein Kommentar, kein Blick, der fragte. Die Früchte trieben langsam zwischen uns auf dem stillen Wasser. Am Ufer stand die Kamera auf dem Baumstumpf, das Gehäuse feucht, der Gurt daneben, und das Bild, das sie hätte machen können, gab es nur als Erinnerung.

\*\*\*

Das Messer hatte keinen Griff mehr.

Ein Küchenmesser, verrosteter Stahl, fleckig bis zur Klinge, der Griff abgebrochen bis auf einen Stummel, den der Jäger mit drei Fingern hielt. Er schnitt damit Fleisch vom Knochen, schälte Rinde, durchtrennte Lianen, dasselbe Messer für alles, ohne zu zögern, ohne hinzuschauen.

Sie hatten fast nichts mitgebracht, ein kleines Köfferchen, die Schrotflinte, die Macheten, den Dreizack, das war alles. Alles andere kam aus dem Wald.

Wir saßen am Ufer, die Boote schräg im Schlamm, und die Jäger arbeiteten, und keiner sprach, und keiner brauchte es. Ich sah zu, wie einer von ihnen einen Rucksack baute – aus Bananenblättern, er riss die Blätter ab, faltete sie ineinander, knotete die Enden, und nach drei Minuten hing ihm das Ding über der Schulter, stabil genug für das erlegte Wild. Ein anderer band ein Räucherdreieck aus frischen Ästen zusammen, mit Lianen, ohne ein einziges Seil. Daneben knotete jemand Angelrouten aus Pflanzenfasern und Tragen aus Holz und Blättern. Was sie brauchten, stellten sie her, in Minuten, mit den Händen, und was sie nicht brauchten, ließen sie stehen.

Und sie waren Profis – nicht wie Leute, die etwas gelernt haben, sondern wie Leute, die nie etwas anderes kannten. Jede Bewegung saß, kein Zögern, kein Nachbessern, kein zweiter Versuch, und das rostige Küchenmesser ohne Griff war präziser als alles, was ich je in einem Outdoor-Laden gesehen hatte.

Ich schaute auf meine eigenen Sachen. Am Anfang hatte ich einen vollen Rucksack dabei, Klamotten, Werkzeug, Dinge, von denen ich dachte, ich brauche sie, und nach einer Woche war der Rucksack weg, nach zwei Wochen die Stiefel, dann die langen Hosen, dann alles andere, Schicht um Schicht war abgefallen, bis ich in Flip-Flops dastand, die Machete in der Hand, die Flinte über der Schulter und die Kamera um den Hals. Es fehlte nichts. Ihr ganzes Gepäck passte in ein Köfferchen.

Ich nahm eines ihrer Messer in die Hand, leicht, Rost an den Fingern, ein Stück Stahl ohne Griff, ohne Scheide, ohne alles. Der Mann, dem es gehörte, konnte damit einen Fisch filetieren, eine Falle bauen, einen Rucksack zuschneiden. Er brauchte nichts weiter.

Die haben einfach mit rostigen Messern gearbeitet und waren Profis.

Die Kamera hing um meinen Hals. Die Flinte über der Schulter.

Ich legte das Messer zurück in den Staub.

Auf dem Rückweg lagen die Boote tief im Wasser, beladen mit dem Wild der letzten Tage. Der Bootsmann lenkte den Bug flussabwärts, der Wald zog vorbei, und keiner sprach. Ich saß zwischen den Macheten und den Schnüren und dachte zum ersten Mal an eine Schule. Nicht an einen Namen. Nicht an ein Konzept. An etwas, das ich weitergeben wollte. An das rostige Messer und an Männer, die mit nichts alles konnten.

Der Wald stand still um uns, und die Bäume spiegelten sich im schwarzen Wasser. Der Motor tuckerte leise. Die Flinte lag quer über meinen Knien, der Gurt der Kamera drückte in den Nacken. Das Wasser teilte sich vor dem Bug und schloss sich hinter uns wieder, als wären wir nie da gewesen.

Ich dachte an die Hände, die nicht zögerten, und an die drei Minuten für einen Rucksack. An den Stummel, den der Jäger mit drei Fingern hielt. An Können, das keinen Griff brauchte.

Das rostige Messer lag im Staub.

# DIE EICHEL

Glaskogen. Südufer. Die Felsen lagen flach über dem Wasser, und dahinter die Inseln, eine nach der anderen, bis der Blick nicht mehr reichte.

Mein Ort.

Seit 2008 kam ich hierher, erst mit Gruppen als Guide, dann allein, und jedes Mal führte der Trampelpfad durch die Birken bis dorthin, wo er aufhörte und die Schutzhütte stand, Holz und verwitterte Bretter, offen zu drei Seiten, mit dem Blick auf die Inseln, die ich nie gezählt hatte und nie zählen wollte.

Es gibt Orte, an denen der Kopf aufhört. Nicht meditativ, nicht spirituell, er hört einfach auf. Man spürt die Felsen unter den Händen, warm vom Tag, das Wasser darunter, schwarz und still, und die Wolken, die sich nicht bewegen.

Man sitzt da und atmet und braucht nichts.

Schweden im Sommer. Der Wald roch nach Harz und Moos und nasser Rinde, und die Luft war so kalt, dass sie in der Nase brannte, selbst im Juli. Kein Signal, kein Netz, kein Mensch, das war der Punkt, und deshalb kam ich jedes Jahr, wie andere Leute nach Hause fahren.

Total verwunschen, sagte ich immer. Aber das Wort war zu klein. Es war der stillste Ort, den ich kannte.

Ich machte das Handy an.

Keine Ahnung, warum. Gewohnheit, Reflex, irgendein Teil von mir, der einfach nicht loslassen konnte, selbst hier. Die Nachrichten liefen ein, eine nach der anderen, das Summen hörte nicht auf, verpasste Anrufe, mehrere, und ich tippte auf den letzten Namen.

Rückruf.

Phil ist tot.

Drei Worte.

Ich stand auf den Felsen und hielt das Handy am Ohr und hörte die Stimme am anderen Ende und verstand die Worte und verstand sie nicht.

Phil. Phil?

Wer ist Phil.

Mein Kopf stellte die Frage ernsthaft, als wäre der Name eine Vokabel aus einer Sprache, die ich mal gelernt und wieder vergessen hatte. Ich kannte keinen Phil. Ich stand in Schweden auf einem Felsen und kannte keinen Phil.

Dann kam das Bild, die Brücke in Münster, Sommer 2004, er stand da, gerade aus Brasilien zurück, tätowiert, die Truckerkappe schief, und erzählte von Musik und Frauen und dem ganzen Leben, das er führte, als wäre das alles selbstverständlich und als wäre er nie woanders gewesen als genau da.

Phil Zuckowski, unser Phil, bunter Hahn, über tausend Schallplatten in seiner Wohnung, alphabetisch sortiert, der krasseste DJ, den ich kannte.

Er hat sich umgebracht. Achter Stock.

Die Beine gingen zuerst. Nicht weich, nicht langsam. Sie gaben nach wie abgeschnitten. Knie auf Felsen, Hände auf Stein, Stirn auf Granit, und die Stimme am Telefon redete weiter, aber ich hörte nichts.

Kein Weinen, kein Schrei, etwas, das keinen Namen hat, weil der Körper es macht, wenn der Kopf aufgegeben hat. Die Kälte des Granits im Gesicht. Die Hände auf dem Stein.

Die Stille war noch da. Sie war die gleiche, nur ich war es nicht mehr.

\*\*\*

Ich versuchte weiterzumachen.

Der Urlaub war nicht vorbei, die Tage waren noch da, geplant, bezahlt, eingetragen. Also stand ich auf. Also packte ich den Rucksack. Also ging ich los, durch den Wald, über die Wurzeln, vorbei an den Seen.

Die Birken standen weiß zwischen den Fichten, das Moos war weich unter den Stiefeln, und die Luft roch nach Harz und nach Pilzen und nach dem Sommer, der schon kippte. Alles war wie immer. Nur war nichts wie immer.

Die erste Wurzel lag quer über dem Pfad, grau, verwittert, die Rinde abgeplatzt. Ich sah sie und sah Phil, auf dem Rücken, die Arme seitlich, das Gesicht nach oben. Da lag er da.

Ich ging weiter. Die nächste Wurzel, dieselbe Form, derselbe Körper. Da lag er da. Ich ging schneller, aber ein umgestürzter Stamm am Rand des Pfades zeigte die Konturen eines Menschen, Beine, Rumpf, Kopf.

Da lag er da.

Ich blieb stehen und zwang meine Augen, etwas anderes zu sehen als ihn. Holz. Es war Holz. Nur Holz. Aber mein Kopf machte weiter.

Ein Walker kam mir entgegen, Wanderstöcke, Rucksack, Funktionsjacke, er grüßte, ich grüßte zurück, er ging an mir vorbei. Und

dann sah ich Phil, wie er aus dem Fenster stieg, achter Stock, er stand auf dem Sims, die Hände am Rahmen, und dann ließ er los, und ich sah ihn fallen, sah wie die Luft an seinem Körper zerrte, sah wie er kleiner wurde, schneller, und wie der Boden näher kam.

Ich sah, wie er aufschlug.

Da stand ich, mitten auf dem Pfad, und sah es, scharf und präzise, wie durch einen Sucher. Die Art, wie sein Körper sich drehte. Die Sekunde, bevor er aufkam. Der Moment danach.

Da lag er da.

Ich schloss die Augen und öffnete sie wieder, aber der Wald war noch da, die Birken, die Fichten, das Moos – und Phil.

Ich ging zurück zur Hütte. Setzte mich auf die Felsen, starrte auf das Wasser, das schwarze, stille Wasser, das ich so geliebt hatte. Und sah ihn treiben, drehte mich weg, sah in den Wald – da lag er da –, sah nach oben in die Wolken – er fiel.

Es gab keinen sicheren Blickwinkel mehr.

Jede Kontur wurde zu ihm, jeder Schatten auf dem Boden, jeder Stein, der aus dem Laub ragte, und mein Auge – dieses verdammte Auge, das ich jahrelang trainiert hatte, um zu sehen, was andere übersehen – sah nur noch eines.

Ich war Fotograf. Ich hatte gelernt zu sehen. Ich hatte gelernt, Bilder zu machen, die blieben. Jetzt blieben die falschen.

Ich konnte nicht wegschauen, konnte nicht aufhören zu sehen – das war mein Job gewesen, sehen, was andere nicht sehen wollten. Jetzt sah ich, was ich nicht sehen wollte.

Die Bilder kamen, wann sie wollten, wenn ich ging, wenn ich saß, wenn ich überhaupt schlief, der ganze Urlaub, jeder Tag, jede Stunde.

Da lag er da. Da lag er da. Da lag er da.

Und es hörte nicht auf.

\*\*\*

Ich fuhr Sahra zur Beerdigung, vier Stunden über die Autobahn, sie saß auf der Rückbank und war sieben Jahre alt.

Wir spielten.

Ich weiß nicht mehr, was, irgendein Spiel, das Kinder spielen, wenn sie nicht wissen, wohin die Fahrt geht, und ich machte mit, ich redete, ich lachte, wenn sie lachte, ich tat, was man tut, wenn man ein Kind durch etwas bringt, das kein Kind durchmachen sollte.

Die Autobahn zog vorbei, Felder, Raststätten, Schilder mit Namen, die ich nicht las, und die Zeit verging nicht, sie dehnte sich, wie Kaugummi, den man zu lange kaut.

Vier Stunden mit dem Kind meines toten Freundes. Vier Stunden, in denen ich funktionierte. Phil hatte mich gefragt, ob ich ihn mal mitnehme, in den Wald, in die Natur, nimm mich mit, Bruder, und ich hatte keine Zeit gehabt. Jetzt fuhr ich seine Tochter zu seinem Grab.

Nieselregen. Zehn Grad, vielleicht zwölf. Die schwarzen Jacken glänzten feucht. Der Geruch von Chrysanthemen mischte sich mit Regen und nasser Erde, weiß und gelb die Blüten auf den Kränzen.

Die ganze Gesellschaft war da, Freunde von früher, Leute, die Phil gekannt hatten, als er noch der bunte Vogel war, bevor Berlin ihn fertig gemacht hatte.

Ich blieb im Hintergrund. Ich ließ alle vorgehen. Die Eltern. Die Freunde. Die Leute, die Blumen auf die frische Erde legten und Worte sagten, die ich nicht hörte.

Ich war das Schlusslicht.

Kies knirschte unter den Schuhen. Irgendwo krächzten Krähen. Die Kirchenglocken schlugen, einmal, zweimal, der Klang hing über den Gräbern, und dann war es still.



Ich sah Sahra am Grab, aus der Distanz, kleine Füße im nassen Gras. Sie stand zwischen den Erwachsenen und sah zu, wie sie die Urne in die Erde senkten. Die Urne war klein. Viel zu klein für alles, was Phil gewesen war.

Ich wartete, bis alle gegangen waren, bis sie in ihren Gruppen zusammenstanden und redeten, über Phil, über früher, über das, was hätte sein können. Dann ging ich zum Grab.

Allein. Die Erde war noch frisch, dunkel und feucht, aufgeworfen, und der Regen fiel darauf wie auf alles andere auch, gleichgültig. Ich sah hinein und sah Phil nicht, ich sah nur ein Loch und eine Urne, die viel zu klein war.

Er war für mich immer das Eichhörnchen gewesen, dieses nervöse, wache, lebendige Tier, das nie stillsitzen konnte, das Musik machte und redete und lebte, lauter als alle anderen. Jetzt war er da unten, in einer Urne, im Regen. Ich stand über ihm und konnte nichts tun, wie immer.

Ich drehte mich um und ging, und der Kies knirschte unter meinen Schuhen. Der Regen fiel weiter, auf die Gräber und die Kränze und die schwarzen Jacken der Leute, die noch redeten.

Dann tippte mir jemand auf die Schulter.

Ein Mann stand da, der Fotograf, den die Eltern engagiert hatten, ich kannte ihn nicht, er kannte mich nicht, er sagte nichts. Er nahm meine Hand, öffnete langsam meine Finger und drückte mir etwas hinein.

Eine Eichel. Klein. Kühl. Glatt. Feucht vom Regen.

Ich sah ihn an und er sah mich an, und ich verstand es sofort, obwohl ich nicht verstehen konnte, woher er es wusste – er war ein Fremder, er wusste nicht, dass Phil mein Eichhörnchen war, er wusste nicht, was das bedeutete.

Dann ging er, ohne ein Wort, drehte sich um und verschwand zwischen den Gräbern und den schwarzen Jacken und dem Nieselregen.

Ich bin Pragmatiker. Ich bin keiner, der dem Übersinnlichen verfällt.

Aber das war ein Zeichen.

Ich stand da, auf dem Kies, zwischen den Gräbern, und der Regen lief mir über die Hände, und niemand sah zu mir, und die Krähen krächzten, und es war still.

Ich schloss die Hand um die Eichel. Kühl und glatt und kompakt, sie passte genau in meine Faust. Und ich hielt sie fest.

\*\*\*

Die Wohnung war in Kreuzberg, altes Haus, kurz hinter der Hauptstraße, man musste durch einen Innenhof, dann einen düsteren Treppenaufgang hoch, achter Stock.

Ich räumte sie aus.

Die Tür ging auf, und dahinter kam ein langer, schmaler Gang, düster, kein Licht außer dem, was von hinten durchsickerte. Man ging und ging und kam irgendwann in die Küche, dann ins Wohnzimmer.

Phils Sachen standen noch da, die ganze Wand voller Schallplatten, über tausend Stück, alphabetisch sortiert. Er hatte immer aufgelegt, wenn ich zu Besuch war, hatte Musik gespielt, die ganze Nacht, manchmal bis morgens. Jetzt war es still. Keine Musik. Keine Stimme. Nur die stehende Luft einer Wohnung, in der niemand mehr lebte.

Das Sofa stand schief, zur Seite gerückt, und ich verstand erst nicht, warum, dann verstand ich – er hatte es verrückt, um Platz zu haben. Platz zum Fenster.

Ich ging hin. Machte es auf. Schaute runter. Der Innenhof, Beton, acht Stockwerke tiefer, und jemand hatte es wieder zugemacht, irgendwann nachdem. Ich schloss es wieder.

Auf dem Schreibtisch lag der Abschiedsbrief, und daneben stand das Foto, unser Foto – Miri, Fjäll und ich, Babyschwimmen – und Phil hatte es eingerahmt und auf seinen Schreibtisch gestellt und hatte es angeschaut, jeden Tag, und hatte es angeschaut, bevor er das Fenster aufmachte.

Ich nahm das Foto und sah Phil an dem Tag, an dem er es gemacht hatte. Leichenblass, wie ein Zombie. Er war zwei Wochen bei uns gewesen, hatte mich überall hin begleitet, Babyschwimmen mit Fjäll, Einkaufen, alles. Nachts klingelte er, zitternd, und Miri nahm ihn in den Arm, und er lag da und hörte Stimmen und wusste nicht mehr, wohin.

Ich hatte ihm gesagt: Phil, das ist deine letzte Chance, geh in die Psychiatrie, ich bin früher auch gegangen, das ist das, was du machen solltest.

Er war gegangen. Drei Tage. Dann war er wieder draußen.

Und ich war auf Reisen, ich hatte meine Karriere gestartet und ich hatte keine Zeit. Brasilien. Die Philippinen. Die Welt.

Irgendwann war er beim Grillen bei uns, und ich hatte noch nie jemanden so blass gesehen, sein Gesicht sah aus, als wäre er schon tot.

Dann rief seine Freundin an. Phil hat gesagt, dass er sich umbringen will. Und ich hatte gesagt: Phil doch nicht, das ist doch der bunte Vogel auf der Welt, vergiss es.

Er hatte mich irgendwann angerufen, Monate vorher, und gefragt, ob wir uns auf einen Kaffee treffen. Ich erzählte ihm, dass ich jetzt in den Wald gehe, Schweden, als Tour Guide.

Nimm mich doch mal mit, Bruder.

Ja, machen wir.

Ich habe es nie getan.

Er ist selbst in den Wald gegangen, irgendwann, psychotisch, allein, in den Grunewald, hat sich hingelegt, ist von Mücken zerfressen worden. Das war sein Wald-Erlebnis.

Ich hab's irgendwie nicht gesehen, was mit ihm passierte. Das stimmt nicht. Ich habe es gesehen. Ich habe es gewusst. Ich habe es verdrängt, weil ich keine Zeit hatte, weil ich meine Karriere hatte, weil ich mein Leben hatte.

Ich war selbst in der Psychiatrie gewesen. Die Zeichen waren da. Ich hatte sie bei ihm gesehen.

Und Phil war da, blass, am Ende, und fragte, ob ich ihn mitnehme.

Ich räumte die Wohnung weiter aus, Stück für Stück, Schallplatte für Schallplatte, und die ganze Zeit war da dieser Satz in meinem Kopf, der nicht aufhören wollte.

Nimm mich doch mal mit, Bruder.

Ich habe ihn nicht mit in den Wald genommen.

\*\*\*

Ich habe die Eichel behalten.

Sie liegt in meiner Tasche, seit dem Tag auf dem Friedhof. Klein, glatt, kompakt. Manchmal greife ich hinein und fühle sie, ohne nachzudenken, und dann weiß ich, dass sie noch da ist.

Das Eichhörnchen hat mir eine Eichel hinterlassen.

Die Eichel war bei meiner Jagdprüfung dabei, in der Hosentasche, und als ich bestand, einen Tag bevor meine Oma starb, griff ich in die Tasche und fühlte die glatte Oberfläche und dachte: Das hier ist für dich, Phil.

Ich hatte etwas bestanden, was er nicht bestanden hatte. Ich war noch da. Und er war es auch, irgendwie, in meiner Tasche, zwischen den Fingern.

Am nächsten Tag fuhr ich zu meiner Oma. Sie lag im Krankenhaus, dünn, still, die Augen geschlossen. Sie atmete noch, aber ich wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde. Drei Minuten hatte ich mit ihr, vielleicht weniger.

Ich nahm die Eichel aus der Tasche und legte sie ihr auf die Stirn. Es war kein Plan. Es war kein Ritual, das ich irgendwo gelernt hatte. Es war einfach das, was ich tat. Die Eichel, die Phil mir hinterlassen hatte, auf der Stirn meiner sterbenden Oma, als würde ich etwas verbinden, das verbunden werden wollte.

Sie starb kurz danach. Ich nahm die Eichel wieder und steckte sie ein.

Das kam nicht sofort. Nicht als großer Plan. Eher wie etwas, das langsam Wurzeln schlägt, ohne dass man es bemerkt. Ich hatte schon vorher Gruppen in den Wald geführt, in Schweden, als Tour Guide. Ich hatte gesehen, was die Natur mit Menschen macht, wie sie ruhiger werden, wie der Kopf aufhört, wie sie anfangen zu atmen.

Aber nach Phil wurde es anders.

Nimm mich doch mal mit, Bruder.

Der Satz ging nicht weg. Er war da, wenn ich morgens aufwachte, wenn ich abends einschlief, wenn ich durch den Wald ging. Also nahm ich andere mit. Leute, die ich nicht kannte. Leute, die irgendwo zwischen Funktionieren und Zusammenbrechen lebten, in Städten, in Betonwüsten, in Wohnungen, aus denen man nicht rausgehen will. Ich zeigte ihnen, wie man ein Feuer macht, wie man einen Unterschlupf baut, wie man die Stille aushält.

Das hier ist für die Phils dieser Welt.

Ich sage das nicht laut. Ich sage das niemandem. Aber es ist so.

Wir sitzen am Feuer und die Stille kommt, die gleiche Stille, die ich in Schweden kannte, und ich sehe, wie die Gesichter sich verändern. Der eine, der seit Monaten nicht geschlafen hat, lehnt sich zurück und atmet. Die andere, die nicht mehr rausgehen wollte, steht zwischen Fichten und weint, ohne zu wissen warum. Ich weiß warum. Weil der Wald das tut, was ich bei Phil nicht getan habe. Er nimmt sie mit.

Die Eichel liegt auf meinem Schreibtisch, wenn ich arbeite, und in meiner Tasche, wenn ich in den Wald gehe. In meiner Hand, wenn ich nicht weiß, wohin mit mir. Klein, glatt, kompakt.

Sie ist noch da.

# DER KANAL

Die Schiffe lagen noch da.

Drei Monate nach dem Sturm, und sie lagen immer noch da, Frachter und Fischerboote, hunderte Meter landeinwärts geworfen, als hätte jemand sie hochgehoben und auf die Felder gelegt. Kinder kletterten auf den Aufbauten herum. Sie rannten über die Decks und sprangen von den Relings, barfuß, schreiend, als wären die gestrandeten Schiffe Spielplätze und nicht Grabsteine.

Philippinen. Januar 2014. Ich dokumentierte den Wiederaufbau für Don Bosco Mondo. Taifun Haiyan, achter November, dreihundertfünfzehn Stundenkilometer, sechstausenddreihundert Tote. Neunzig Prozent der Häuser in der Region weg. Drei Monate danach roch es immer noch – Salzwasser, Abwasser, Chemikalien, verwesendes Material unter den Trümmern, das niemand bergen konnte.

Die Dorfbewohner hatten mir aus dem Schutt ein Häuschen gebaut, vier Wände aus geretteten Brettern und Wellblech, kein Dach. Ich lebte seit zweieinhalb Monaten darin. UNHCR-Planen über den Ruinen ringsum, blau und weiß, und darunter die Leute, die versuchten, etwas zusammenzubauen aus dem, was der Sturm übrig gelassen hatte.

Die Hitze war das Schlimmste. Achtundzwanzig Grad, gefühlte vierunddreißig, vierundachtzig Prozent Luftfeuchtigkeit. Die Luft

klebte. Man atmete Wasser. Das Hemd sog sich voll, innerhalb von Minuten, und lag dann auf der Haut wie ein zweites Fell, das sich nicht abziehen ließ. Nachts war es nicht besser. Morgens nicht. Man gewöhnte sich nicht daran. Man hörte nur auf, es zu bemerken.

Überall waren Leichen gewesen. Massengräber mit selbstgemachten Kreuzen, Autos wie Stroh in den Feldern, und über allem der Geruch, der nicht wegging, egal wie viele Monate vergingen. Die Generatoren brummt, überall das gleiche monotone Summen, weil der Strom immer noch nicht funktionierte. Hämmern. Sägen. Hähne krächten. Und dazwischen Kinder, die Basketball spielten, barfuß zwischen den Trümmern, mit einem Ball, der kaum noch Luft hatte. Andere spielten auf improvisierten Pool-Tischen. Murmeln auf Beton.

Ich war total erschöpft.

Ich saß in einem der zerstörten Häuser, den Rücken an die Wand gelehnt, die Beine lang, und über mir war nur Himmel, weiß vor Hitze, weil das Dach nicht mehr da war.

Dann der Stuhl.

Mir gegenüber, in der anderen Ecke, stand ein weißer Plastikstuhl, drei Beine im Schutt, eines in der Luft. Und darauf saß ein älterer Herr.

Monobloc. Polypropylen, aus einem Stück gegossen. Drei Dollar fünfzig.

Es gab ihn überall auf den Philippinen – in jedem Haushalt, an jeder Straßenecke, in jedem Katastrophengebiet. Der Stuhl stand schief, weil der Boden nicht mehr eben war. Der Mann saß darauf, als wäre es eine Veranda.

Badehose. Nackte Füße. Um ihn herum fünf Enkel, auch in Badehosen, barfuß, und sie rannten durch die Trümmer und zogen sich gegenseitig durch den Staub und schrien und lachten, und einer warf



dem anderen einen Stein zu, und ein anderer schrie etwas, das ich nicht verstand. Der Alte schaute ihnen zu. Er saß auf seinem kaputten Stuhl in seiner kaputten Welt und schaute ihnen zu.

Ich hob die Kamera.

Durch den Sucher sah ich, was ich immer sah. Komposition. Licht. Linien. Den weißen Stuhl gegen den grauen Schutt, die Kinder im Vordergrund, den Mann dahinter – ein Bild, das funktionierte, ohne dass man irgendetwas erklären musste.

Dann sah ich sein Gesicht.

Er sah glücklich aus. Nicht zufrieden, nicht gefasst. Glücklich. So glücklich, wie ich fast niemanden in Deutschland je gesehen hatte.

Kein Haus, kein Dach, kein Strom, und dieser Mann saß da und sah seinen Enkeln zu, und in seinem Gesicht war etwas, das ich nicht einordnen konnte, weil es nicht in mein Bild von dieser Welt passte. Alles kaputt. Alles zerstört. Und er saß da wie jemand, der genau wusste, was er hatte.

Ich nahm die Kamera runter.

Ich saß da und sah ihm zu, ohne den Sucher, ohne den Rahmen, ohne den Apparat, hinter dem ich mich seit Jahren versteckte. Die Frage kam nicht als Gedanke, eher als etwas im Magen, schwer und warm, wie etwas, das man verschluckt hat und nicht mehr loswird.

Was bleibt zum Schluss übrig?

Der alte Mann sah seine Enkel. Die Generatoren brummten. Irgendwo krächte ein Hahn. Die Kinder schrien, der Ball sprang über den Beton, und der Mann saß auf seinem Stuhl und sah zu, und ich saß auf meinem Stück Boden und sah ihm zu, und zwischen uns lag der Schutt und das ganze beschissene Katastrophengebiet, und er hatte etwas, das ich nicht hatte.

Ich wollte Kinder.

Der Gedanke war plötzlich da, nicht als Plan, nicht als Entschluss, eher wie etwas, das schon lange dagewesen war und jetzt einen Namen hatte.

\*\*\*

Cottbusser Damm. Zweiter Stock.

Altbau, hohe Decken, Stuck an den Rändern, die Treppen hatten geknarrt unter unseren Schuhen, und im Wartezimmer roch es nach Desinfektionsmittel und dem Plastik der Spielzeuge, die in einer Kiste neben den Stühlen lagen. Zeitschriften auf einem Tisch, die niemand las. Miri saß neben mir, die Hand auf dem Bauch. Ein normaler Termin, eine normale Schwangerschaft, alles in Ordnung.

Im Behandlungszimmer lag Miri auf der Liege, und die Ärztin drückte den Schallkopf auf ihren Bauch, und das Gel glänzte unter dem Neonlicht – klar, kühl, leicht bläulich, und es roch nach Alkohol und Kunststoff. Der Monitor stand schräg neben der Liege, fünfzehn Zoll, und auf dem Bildschirm bewegte sich etwas in zweihundertsechsfundfünfzig Graustufen. Zwischen Schwarz und Weiß lag ein Kind. Flüssigkeiten dunkel, Knochen hell, dazwischen die Umriss eines Kopfes, einer Wirbelsäule, einer Hand mit fünf Fingern.

Dann der Herzschlag.

Er kam aus dem Lautsprecher, und er füllte den ganzen Raum. Galoppierende Hufe. Hundertvierzig Schläge pro Minute. Schneller als meiner, viel schneller, und dazwischen ein Rauschen – das Blut in der Plazenta, ein Strömen, kontinuierlich, wie Wasser hinter einer Wand. Der Herzschlag war lauter als alles andere im Raum, lauter als die Ärztin, lauter als das Summen der Neonröhren, lauter als mein eigener Atem.

Die Ärztin zeigte auf den Bildschirm und sagte, hier der Kopf, hier die Wirbelsäule, sehen Sie die Hand, alles im Normbereich. Miri nickte. Ich saß auf einem Stuhl neben der Liege und nickte auch.

Routine. Das hier war Routine.

Ich wollte ein Mädchen.

Das sagte ich nicht, nicht Miri, nicht der Ärztin, nicht mir selbst, nicht laut. Aber der Gedanke war da, bei jedem Termin, bei jedem Ultraschall, bei jedem Bild auf diesem Monitor. Ich hatte Probleme mit Männern, immer gehabt, das Konkurrenzdenken, das Angegriffen-Fühlen bei allem und jedem, die Fäuste, die schneller waren als der Kopf. Und die Angst, die ich niemandem zeigte – dass ein Junge so würde wie ich, so ein Kaliber, mit so viel Problemen.

Das dachte ich nicht als Gedanken. Das saß im Körper, im Magen, in den Händen, die auf meinen Knien lagen und sich nicht entspannten.

Der Herzschlag galoppierte.

Die Ärztin bewegte den Schallkopf und redete, Wochen, Zentimeter, Kurven, Zahlen, die Ordnung versprachen.

Dann sagte sie es.

Es ist ein Junge.

Nebenbei, zwischen zwei Sätzen, als hätte sie vergessen, dass wir es nicht wissen wollten. Wir hatten es ihr gesagt. Sie hatte es vergessen. Voll verkackt. Aber das dachte ich erst später, in dem Moment dachte ich nichts, und die Tränen kamen sofort.

Sie kamen, bevor ich denken konnte, sie liefen einfach, nicht Freude, kein Mensch weint so vor Freude, sie liefen und ich konnte nichts dagegen tun.

Mein Kopf drehte sich, hundertachtzig Grad, der Monitor verschwamm, die Ärztin, das Neonlicht, alles kippte, die Wände rückten

zusammen und der Raum wurde klein und was blieb, war der Herzschlag.

Galoppierende Hufe. Hundertvierzig Schläge pro Minute.

Das Herz meines Sohnes, und es schlug weiter, als hätte es keine Ahnung, was es gerade angerichtet hatte. Mein Sohn. Ein Junge. Wie ich.

Ich saß auf dem Stuhl, die Hände auf den Knien, die Tränen liefen, und ich konnte sie nicht aufhalten und ich konnte sie nicht erklären und ich konnte nicht aufstehen und ich konnte nicht sprechen. Der Desinfektionsmittelgeruch stach in der Nase. Der Herzschlag galoppierte weiter. Mein Sohn war am Leben, und ich saß auf einem Stuhl und funktionierte nicht mehr.

Ich weiß nicht, was danach kam, ob die Ärztin etwas sagte, ob Miri mich ansah, da ist ein Loch, wo Bilder sein müssten. Die Erinnerung ist weg. Was bleibt, ist der Herzschlag, die Hufe, das Rauschen, und die Tränen, die nicht aufhörten.

Ich bin irgendwann aufgestanden, ich weiß nicht, ob ich mich verabschiedet habe, ich weiß nicht, ob ich etwas gesagt habe.

Ich ging raus.

\*\*\*

Das Fahrrad lag auf der Straße.

Ich hatte es geworfen, irgendwo zwischen der Praxis und der nächsten Kreuzung, und es lag auf dem Asphalt und das Vorderrad drehte sich noch. Ich stand da und atmete und wusste nicht wohin. Dann die Laterne. Ich trat dagegen, Schienbein, volle Wucht, und der Schmerz fuhr hoch bis in den Kiefer und ich trat nochmal. Nochmal. Das Metall gab nicht nach. Mein Schienbein schon. Der alte Mechanismus,

der immer funktioniert hatte. Wenn es zu viel wird, schlag zu, gegen was auch immer, gegen wen auch immer, Hauptsache, der Körper tut etwas.

Das Schienbein brannte. Ich spürte es kaum. Die Tränen liefen noch. Die Wut war so groß, dass sie keinen Platz hatte. Sie musste raus, durch die Fäuste, durch die Beine, durch den Fuß gegen das Metall.

Ich weiß nicht, wie ich zum Kanal kam.

Zwischen der Laterne und dem Wasser ist nichts, kein Bild, kein Geräusch, kein Schritt, wie eine Seite, die jemand rausgerissen hat. Auf der nächsten Seite sitze ich auf einer Steinstufe am Landwehrkanal. Carl-Herz-Ufer, Berlin-Kreuzberg. Die Füße fast am Wasser.

Der Kanal lag da. Zweiundzwanzig Meter sechzig breit, algengrün, fast braun, und unter der Oberfläche roch es nach Algen und Stein und etwas Fauligem, das man nicht sehen konnte. Trauerweiden hingen über dem Ufer, ihre Spitzen berührten das Wasser. Am anderen Ufer spielten Leute Boule, und die Kugeln klackten auf den Kies, und jemand lachte, und jemand rief etwas. Die U-Bahn ratterte über die Hochbahnbrücke, metallisch, und das Geräusch trug über das Wasser. Möwen kreischten.

Sommer. Hitze, die klebte. Das Pflaster strahlte zurück. Leute tranken Bier am Ufer, hielten ihre Beine ins Wasser, ein Kind fuhr auf einem Roller vorbei. Die Welt war so normal, dass es wehtat.

Ich saß auf dem Stein, die Hände neben den Hüften, und der Stein war warm unter meinen Fingern. Die Tränen waren weg. Was kam, war schlimmer.

Die Ängste kamen nicht als Gedanken, sie kamen als Schläge, einer nach dem anderen, und jeder härter als der davor.

Konkurrenzdenken gegen einen Mann.

Das war der erste. Ich kannte das. Ich hatte es immer gehabt – dieses Messen, dieses Angegriffen-Fühlen bei allem und jedem, die Fäuste

schneller als der Kopf. Jeder Mann war ein Gegner, jeder Blick eine Herausforderung, und das hörte nicht auf, egal wo ich war, egal wie alt ich wurde. Und jetzt sollte da einer kommen, der mein Sohn war, und ich wusste, dass ich gegen ihn antreten würde, bevor er sprechen konnte. Dass ich mich bedroht fühlen würde von einem Kind, das noch nicht einmal geboren war.

Das Wasser floss. Eine Möwe landete drei Meter vor mir auf der Oberfläche und trieb davon.

Dass er die gleiche Kindheit hat wie ich.

Der zweite Schlag, und er war schlimmer. Kein Vater. Eine Mutter, die ihn rausschmeißt. Die Straße, die Gewalt, das Zocken bis morgens um vier, weil draußen nichts war. Die Psychiatrie. Ich sah es vor mir. Alles, was ich durchgemacht hatte, noch einmal, in einem anderen Körper, mit meinem Gesicht, und es war kein Gedanke, es war ein Bild, scharf und klar, wie durch einen Sucher. Nicht als Erinnerung, sondern als Prophezeiung.

Die Boule-Kugeln klackten. Jemand klatschte. Jemand machte ein Bier auf.

Den Kreislauf weitergeben.

Der dritte Schlag, der härteste, nicht dass er so würde wie ich, sondern dass ICH es wäre, der es ihm antut. Dass ich der Vater wäre, der schlägt, der schreit, der geht. Dass alles, was mir angetan wurde, durch meine Hände weiterlaufen würde in dieses Kind. Es lag im Bauch seiner Mutter und sein Herz galoppierte, hundertvierzig Schläge pro Minute, und es wusste nichts davon.

Meine Hände lagen auf dem Stein. Ich spürte sie nicht.

Drei Ängste, und keine davon hatte ich kommen sehen, und keine davon hatte einen Ausweg, und zusammen waren sie so schwer, dass ich nicht mehr wusste, wo oben war. Ich hatte in zweiundzwanzig Ländern gearbeitet. Taifune dokumentiert. Bürg-

erkriege. Dürren. Ich hatte mich durch den Amazonas-Regenwald geschlagen und in Afghanistan unter dem Tor gelegen, während Füße über mir vorbeigingen. Ich hatte Protokolle für Hitze und Kälte und Höhe und Hunger und Schlangenbisse und Dehydrierung und Höhenkrankheit. Für jede Wildnis der Welt gab es ein Protokoll.

Für diese nicht. Ich hatte kein Protokoll für einen Sohn.

Ich saß auf der Stufe und sah das Wasser fließen. Das Wasser wusste nichts von dem, was in mir los war, und die Leute wussten nichts, und die Möwen wussten nichts.

Der härteste Ort zum Überleben war nicht der Amazonas. Nicht Afghanistan. Es war dieser Kanal in Berlin.

Zweiundzwanzig Meter sechzig algengrünes Wasser, anderthalb Meter tief, Steintreppen, Trauerweiden, und Leute, die Boule spielten und Bier tranken und lachten. Und ich saß auf der Stufe und hatte keine Antwort und kein Protokoll und keine Technik, die funktionierte.

Sondern ich hab wie so eine Brechstange gegen mich gearbeitet.

Jahrelang. Gegen alles, was weich war, gegen alles, was nah kam, gegen jeden, der geblieben wäre, wenn ich ihn gelassen hätte. Ich hatte Mauern gebaut und Panzer und Protokolle, und jetzt saß ich hier auf dieser Stufe, und die Mauern waren weg, und die Panzer waren weg, und die Protokolle waren weg, und was übrig blieb, war ein Mann, der nicht wusste, ob er Vater sein konnte.

Das Wasser floss weiter. Die Trauerweiden berührten die Oberfläche und ließen sie wieder los und berührten sie wieder. Die U-Bahn rattete über die Brücke. Ein Schiff tuckerte vorbei, Musik an Deck, und jemand winkte vom Ufer. Jemand warf eine Boule-Kugel, und sie klackte auf den Kies, und jemand klatschte.

Ich saß auf der Stufe und wusste nicht, ob ich aufstehen konnte.

\*\*\*

Zwei Wege.

Ich konnte aufstehen und gehen. Zum Bahnhof, zum Flughafen, irgendwohin, wo niemand wusste, wer ich war. Ich kannte die Flughäfen dieser Welt besser als die Straßen meiner eigenen Stadt. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden konnte ich in einem Land sein, das mich brauchte, mit Kamera, Auftrag, einer Rolle, die funktionierte. Ich konnte den Gurt der Kamera um den Hals legen und durch den Sucher schauen und alles war wieder klar, Komposition, Licht, Linien, und dahinter verschwand der Rest. Ich war immer gegangen. Wenn es zu eng wurde – raus. Wenn es zu nah wurde – weg. Neuer Ort, neues Projekt, neuer Grund, nicht hier zu sein.

Oder ich konnte bleiben.

Das Wasser floss weiter, und die Trauerweiden hingen über dem Ufer, und ihre Zweige berührten die Oberfläche und ließen sie wieder los und berührten sie wieder.

Ich suchte den alten Mechanismus. Das Ding in mir, das immer funktioniert hatte, das mich durch Afghanistan getragen hatte, unter dem Tor, die Füße über mir, das mich in der Danakil-Wüste aufrecht gehalten hatte bei zweiundfünfzig Grad, und das mich im Amazonas auf den Beinen gehalten hatte, als alles um mich herum versank. Ich griff danach wie nach einem Werkzeug im Dunkeln. Ich wusste, es war da. Es musste da sein. Zweiundzwanzig Länder lang hatte es funktioniert.

Es antwortete nicht.

Ich saß da und wartete, wie ich in Afghanistan gewartet hatte, unter dem Tor, flach auf dem Boden, und es kam nichts. Kein Schalter, der umlegte. Kein Modus, der ansprang. Nur das Wasser und die Möwen



und die Boule-Kugeln, die klackten, und das Lachen von weit weg, wie hinter einer Scheibe.

Ich saß auf der Stufe und suchte, und was kam, war nicht der Mechanismus, sondern ein Bild. Ein weißer Plastikstuhl, drei Beine im Schutt, eines in der Luft. Ein alter Mann mit fünf Enkeln, barfuß, in den Trümmern. Und sein Gesicht. In meinem Kopf war ein Raum ohne Boden und ohne Wände, und in diesem Raum saß ein alter Mann auf einem kaputten Stuhl und lächelte. Glückliche. Alles kaputt, und er wusste, was er hatte.

Was bleibt, wenn alles zerstört ist.

Familie.

Nicht als Idee, nicht als Wort, nicht als Konzept, sondern als etwas im Körper, als Herzschlag, hundertvierzig Schläge pro Minute, und ich hörte ihn wieder, das Galoppieren aus dem Lautsprecher, den Herzschlag meines Sohnes, der nichts von mir wusste und nichts von meiner Angst und nichts von den drei Schlägen, die mich auf diese Stufe gedrückt hatten.

Und Miri. Die die ganze Zeit da gewesen war, während ich nicht da gewesen war. Fünf Jahre lang hatte sie getragen, was ich nicht tragen konnte, und ich hatte es nicht gesehen, weil ich nicht da war, um es zu sehen. Sie saß jetzt allein in der Wohnung am Cottbusser Damm, mit einem Kind im Bauch, dessen Vater auf einer Steinstufe am Landwehrkanal saß und nicht wusste, ob er aufstehen konnte.

Man könnte das vieles nennen. Mut. Entscheidung. Oder man könnte es nennen, was es war – Arbeit. Ich hatte auf meine innere Stimme, diese negative Stimme, nie gehört. Ich hatte wie mit einer Brechstange gegen mich gearbeitet, jahrelang, gegen jede Wand, die ich selbst gebaut hatte. Und die Angst war nicht weg. Das Konkurrenzdenken war nicht weg. Die Angst vor der gleichen Kindheit war nicht weg. Die Angst vor dem Kreislauf war nicht weg. Keine davon

verschwand, während ich auf der Stufe saß und das algengrüne Wasser beobachtete, das weiterfloss, weil Wasser keine Wahl hat.

Ich hatte eine.

Es gab kein Protokoll dafür, kein Handbuch, keine Technik, die ich in zweiundzwanzig Ländern gelernt hatte und die hier funktioniert hätte. Es war nicht Heilung. Es war nicht Einsicht. Es war Arbeit, jeden Tag, gegen alles in mir, das schrie, dass ich es nicht konnte und nicht verdiente und dass es besser wäre zu gehen.

Die Schatten lagen jetzt lang über den Stufen. Das Wasser war dunkler. Die Boule-Spieler packten ein. Irgendwo auf dem Kanal tuckerte ein Schiff, und die Wellen schwappten gegen die Stufen, und ich spürte das Wasser an meinen Schuhsohlen.

Kein Blitz. Kein Moment der Klarheit. Nur ein Körper, der irgendwann aufhörte, auf der Stufe zu sitzen. Die Hände legten sich auf den warmen Stein und drückten sich hoch. Die Knie spürten es, und das Schienbein, das noch wehtat von der Laterne, und die Hitze auf der Haut, und der Geruch von warmem Stein. Die Welt kam zurück – der Kanal, die Trauerweiden, die Möwen, das Licht, das jetzt tiefer stand und alles in Gold tauchte. Meine Hände rochen nach Stein.

Ich stand auf.

Nicht weil die Angst aufgehört hatte. Nicht weil ich eine Antwort hatte. Nicht weil ich wusste, dass es gut werden würde. Ich stand auf, weil Sitzenbleiben das Muster war und Aufstehen das Einzige, was ich dagegen tun konnte.

Ich ging nicht weg. Ich ging zurück.

\*\*\*

Er sitzt am Esstisch und guckt mich an. Nicht so, wie Kinder normalerweise gucken – kurz, dann weg, dann wieder hin. Er guckt mir in die Augen und hört nicht auf. Zehn Sekunden. Fünfzehn. Ein Kind guckt nicht so lange, kein Kind, das ich kenne, und er weiß nicht, woher er das hat. Ich weiß es.

Bei meinen türkischen Freunden, damals in Münster, hast du nicht länger als drei Sekunden in die Augen geguckt. Länger war eine Ansage, eine Herausforderung, ein Versprechen, dass gleich etwas passiert. Wenn du länger geguckt hast, haben sie eine reingehauen. Ich hatte es hundertmal gesehen, und ich hatte es selbst gemacht, und der Reflex saß so tief, dass er sich nicht um Jahrzehnte kümmerte. Die Regel stand nirgends. Du hast sie gelernt, indem du sie gebrochen hast.

Was guckst du.

Der Satz kam hoch, sofort, automatisch, wie ein Reflex, der nicht weiß, dass dreißig Jahre vergangen sind. Und dann der Impuls dahinter, der ältere, der tiefere – Konkurrenz, Dominanz, Kontrolle. Ein neunjähriger Junge saß mir gegenüber, und mein Körper reagierte, als wäre es ein Gegner. Das Geschirr stand auf dem Tisch, die Gläser, die Krümel vom Abendessen. Mein Sohn saß da und guckte mich an, und ich spürte es in den Händen und im Kiefer und in den Schultern, die sich hochzogen.

Ich bin der Boss im Haus. Ich bin der Alpha Wolf.

Ich schrie es. Laut. Am Esstisch. Abends, nach einem Tag, an dem ich unten gearbeitet hatte und er oben ausgerastet war und ich schon müde war und er nicht aufhörte. Es war die alte Stimme, die Stimme, die ich am Kanal gelassen zu haben glaubte. Sie war nicht weg. Sie war nie weg. Und ich stand da, am Esstisch, in meinem eigenen Haus, in meiner eigenen Familie, und der Krieger stand neben mir und schrie mit meiner Stimme.

Ava fing an zu weinen. Meine Tochter. Drei Jahre alt, und sie stand neben dem Tisch und weinte.

Großer Riese, geh weg.

Das war der Moment, den ich am Kanal gefürchtet hatte, der Kreislauf, und er stand im Raum, so deutlich wie das Geschirr und die Gläser und die Krümel. Mein Sohn, der mich provoziert. Meine Tochter, die weint. Ich, der schreit.

Aber ich stand nicht auf und ging.

Ich nahm Fjäll in den Arm und streichelte ihm den Kopf, und sein Haar war unter meiner Hand, warm und fein, und er ließ es zu, obwohl er vorher so wütend gewesen war, und ich ließ es zu, obwohl alles in mir noch zitterte. Abends haben wir uns versöhnt. Wir hatten das vorher nicht oder selten gemacht – nach dem Schreien kam Stille, und nach der Stille kam der nächste Tag, und niemand sprach darüber. Nicht das Schreien war neu – das Danach war neu. Das Zurückkommen, das Eingestehen, das In-den-Arm-Nehmen, obwohl der Impuls noch im Körper saß.

Der Kreislauf ist nicht durchbrochen. Er wird jeden Tag neu entschieden. Manchmal fällt die Entscheidung richtig. Manchmal nicht. Manchmal fällt sie erst beim zweiten Anlauf, nach dem Schreien, nach dem Alpha Wolf, nach dem Riesen, der gehen soll. Es gibt keinen Tag, an dem es aufhört. Die Brechstange arbeitet noch, jeden Tag, und manchmal merke ich es erst, wenn der Riese schon im Raum steht und meine Tochter weint. Aber ich gehe nicht. Das ist der Unterschied zu allem, was vorher war. Ich bleibe im Raum, mit dem Geschirr und den Krümeln und dem Weinen und dem Zittern, und ich gehe nicht.

Später, als Fjäll schläft, stehe ich in seiner Tür. Sein Atem geht ruhig. Die Decke hebt und senkt sich.

Ich schließe die Tür. Leise.

# DAS WANDBILD

Die Uhren tickten.

Nicht synchron, jede in ihrem eigenen Rhythmus, versetzt, ein leises Klappern, das die ganze Wohnung füllte wie ein Flüstern aus vielen Mündern gleichzeitig. Kuckucksuhren, Wanduhren, Standuhren, acht oder zehn oder mehr, und zusammen ergaben sie einen Chor, der weiterzählte, obwohl sein Dirigent gegangen war. Mein Großvater zog sie alle auf. Bis zuletzt.

Er war drei Wochen tot.

Amadeus stand hinter mir im Flur, die Autoschlüssel noch in der Hand. Wir hatten nicht viel gesagt auf der Fahrt von Münster raus nach Roxel, weil es nichts zu sagen gab, was nicht schon in der Stille zwischen uns lag. Meine Mutter hatte angerufen, kurz, wie immer: Opa hat dir was hinterlassen. Komm vorbei, räum die Wohnung aus. Und dann aufgelegt, bevor ich fragen konnte, was.

Pinas Allee 45, erster Stock. Das rote Backsteinhaus mit dem Efeu an der Fassade, die ausgetretenen Steinstufen im Treppenhaus, der Geruch, der mich traf, noch bevor ich die Tür ganz aufhatte. Abgestandene Luft, die seit Wochen nicht bewegt worden war, und darunter das Vertraute: alte Bücher, Papier und Leder, das sich in die Regale gefressen hatte, in die Seiten, in die Fasern des Teppichbodens. Möbelpolitur. Und noch etwas, schwächer, aber da, in den Sofakissen, in

den Gardinen, im Stoff des Chesterfield-Sofas, auf dem meine Oma immer gesessen und ferngesehen hatte: kalter Zigarettenrauch.

Ihr Geruch – sie war anderthalb Monate vor ihm gegangen, und nichts war geblieben außer diesem Rauch in den Kissen.

Auf dem Tisch neben dem Sofa lag noch ihr rosa Zigarettenetui mit den Blumen darauf und das schwarze Feuerzeug daneben, als hätte sie gerade den Raum verlassen. Sie sagte immer, das Rauchen sei das Einzige, was sie noch habe. Das solle man ihr nicht nehmen.

Die Uhren tickten weiter.

Ich kannte jeden Zentimeter dieser Wohnung, hatte hier mein halbes Leben verbracht, erst als Kind, dann als Jugendlicher, wenn es zu Hause nicht mehr ging und ich irgendwohin musste, wo jemand da war, der nicht schrie und nicht schlug und nicht verschwand. Dann als Erwachsener, der seinen Großvater besuchte und mit ihm auf der Parkbank saß und nichts sagte, weil mit Opa nichts gesagt werden musste.

Amadeus ging nach rechts, Richtung Küche, und ich ging geradeaus, durch den Flur, zum ehemaligen Esszimmer. Dort hatte meine Oma ihre Puppen gehabt, tausend Stück, Porzellan und Stoff und Teddybären, in Regalen vom Boden bis zur Decke, und mittendrin eine lebensgroße Schaufensterpuppe im weißen Brautkleid, vor der ich mich als Kind jedes Mal gefürchtet hatte.

Das Zimmer war leer.

Keine Puppen. Kein Brautkleid. Keine Regale. Nur nackte Wände und der Abdruck der Möbel auf dem Teppichboden, helle Rechtecke, wo die Regale gestanden hatten. Mein Großvater räumte alles aus, in den anderthalb Monaten, die er allein gewesen war. Er sagte, er müsse es tun, sonst könne er nicht weiterleben. Und dann hatte er es getan. Und dann war er gestorben.

An der rechten Wand hing etwas. Meine Schritte stoppten, bevor ich verstand, warum.

Fotos. Hunderte. An die Wand gepinnt mit Stecknadeln, in Kreisen angeordnet, eines neben dem anderen, übereinander, wie ein riesiges Mandala. Schwarz-Weiß-Aufnahmen und Farbfotos, alte und neue, große und kleine, mein Großvater als junger Mann, meine Oma mit rotbraunen Haaren, ich als Kind, Miri und ich mit dem Baby, Freunde, die ich nicht kannte, Familie, längst vergessene. Hunderte Gesichter, Hunderte Momente, die er gesammelt und an diese Wand gepinnt hatte, als wäre das seine Antwort auf das leere Zimmer.

In der Mitte hing ein Zeitungsartikel. WESTFALEN-Zeitung, 2013. Mein Bild. Mein Name. Mein erstes Afghanistan. Ein Journalist fragte mich damals, warum ich das mache, warum ich in Krisengebiete fahre, mit der Kamera, allein. Ich sagte: Weil ich einen Sinn suche.

Die Überschrift lautete:

WOZU HAST DU GELEBT?

Mein Großvater hatte diese sechs Worte in die Mitte seiner Wand gepinnt. Hatte seine Familie drumherum gehängt. Hatte das leere Puppenzimmer seiner toten Frau genommen und diese Frage hineingestellt, mit Stecknadeln und Hunderten von Fotos und einem Zeitungsartikel seines Enkels.

Er hatte geantwortet. Die Bilder waren seine Antwort. Familie. Das, was bleibt, wenn alles andere geht.

Jetzt war ich dran.

Die Uhren tickten. Amadeus war irgendwo hinter mir, ich hörte seine Schritte in einem anderen Raum, gedämpft durch die geschlossene Tür. Er kam nicht. Er gab mir Raum.

Die Frage hing an der Wand und wartete.

Meine Knie gaben nach.

Ich kippte nach vorn, und der Boden traf meine Kniescheiben, hart, und der Schmerz war kurz und scharf – dann war er weg, weil alles andere lauter wurde.

Ich weinte.

Es kam aus dem Magen, aus der Brust, aus einem Ort, den ich fünfzehn Jahre lang zugehalten hatte, weil man nicht weint, wo Kugeln fliegen, und nicht weint, wo die Kamera laufen muss, und nicht weint, weil Weinen nichts ändert. Es kam trotzdem. Laut. Unkontrolliert. Ich kniete vor dem Wandbild meines Großvaters, und die Fotos verschwammen, die Hunderte Gesichter, sein Gesicht, ihr Gesicht, mein Gesicht, und in der Mitte die sechs Worte, die ich nicht mehr lesen konnte, weil ich nichts mehr sehen konnte.

Die Uhren tickten. Sie hörten nicht auf.

Ich presste die Stirn auf den Boden. Der Boden war kalt und roch nach Politur und den Jahrzehnten, die über ihn gelaufen waren. Amadeus war hinter der geschlossenen Tür. Er hat mich noch nie so weinen hören. Er kam nicht rein. Er ließ mich.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort lag. Irgendwann kam der Atem zurück, flach zuerst, dann tiefer, und mit dem Atem kam etwas anderes – etwas Heißes, Drängendes, das von innen gegen die Rippen drückte. Ein unbändiger Wunsch, zu antworten. Nicht zu verstehen. Nicht zu trauern. Zu antworten.

Aber ich wusste nicht wie.

Ich stand auf. Die Knie brannten. Ich wischte mir das Gesicht mit dem Ärmel ab, und der Ärmel war nass, und ich wischte weiter, bis nichts mehr kam. Dann öffnete ich die Tür zum Flur. Amadeus stand in der Küche, die Hände auf der Arbeitsplatte, und sah mich an. Ich sah ihn an. Keiner von uns sagte etwas. Dann fingen wir an zu arbeiten.

Wir räumten drei Tage.



Amadeus und ich fuhren mit dem Auto durch Münster, den Kofferraum voller Bücher, Kiste für Kiste, tausend Stück oder mehr. Wir brachten sie zu den öffentlichen Tauschregalen in der Stadt – dieselben Regale, an denen mein Großvater selbst immer stehengeblieben war, um zu schauen, was die Leute hineingestellt hatten, und manchmal etwas mitzunehmen und manchmal etwas hinzustellen. Jetzt stellten wir seine Bücher hinein, das Riemann Musik Lexikon, Gimbutas' Die Sprache der Göttin, ein Kräuterbuch von 1577, und jedes Buch, das ich in die Hand nahm, roch nach ihm, nach Papier und Leder und den Jahren, die er damit verbracht hatte, es zu lesen.

Die Kisten waren schwer. Mein Rücken schmerzte am zweiten Tag, und meine Hände rochen nach altem Papier und Staub, und der Geruch ging nicht weg. Wir trugen Kisten die Treppe hinunter und luden sie ins Auto und fuhren los und kamen zurück und trugen die nächsten. Wir sortierten. Amadeus nahm Sachen mit. Ich nahm Sachen mit. Wir redeten, wer was bekommt, und verbrachten Stunden in den Zimmern, gingen Schubladen durch, Dokumente, Fotos, die nicht an der Wand hingen, und hielten Dinge in den Händen und sagten nichts und legten sie in Kisten. Mit jeder Stunde wurde die Wohnung leerer und das Ticken der Uhren lauter, weil die Bücher und die Möbel nicht mehr da waren, die den Klang geschluckt hatten.

Die Frage an der Wand hatte nichts mehr, das sie überdeckte.

Abends fuhr ich zu meinem Bruder und schlief dort. Morgens kamen wir zurück nach Roxel. Die Regale leer. Die Schubladen leer. Die Wände mit hellen Rechtecken, wo Bilder gehangen hatten, die jetzt in Kisten lagen. Nur das Wandbild hing noch. Und die Uhren. Und der Geruch, der sich nicht ausräumen ließ.

Am dritten Abend lag ich auf Amadeus' Couch und starrte an die Decke und wusste es. So klar wie ein Druck hinter der Stirn, so

deutlich wie der Geruch von Politur und kaltem Rauch, der noch in meiner Kleidung hing.

Ich musste allein zurück.

\*\*\*

Am letzten Tag blieb ich allein.

Amadeus fuhr am Nachmittag, und als die Haustür hinter ihm ins Schloss fiel, änderte sich die Wohnung. Das Ticken blieb dasselbe, aber die Stille dazwischen wurde größer, weil die kleinen Laute eines zweiten Menschen fehlten – sein Räuspern, seine Schritte auf dem Teppich, sein Atem im Nebenzimmer. Was blieb, waren die Uhren und ich.

Ich ging in den Keller und holte das letzte Essen aus der Kühltruhe meiner Oma. Es war das Letzte, was sie zubereitet hatte, und ich aß es allein in der Küche, am Tisch, und es schmeckte kalt und nach etwas, das nicht mehr wiederkommen würde. Ich aß alles auf, weil es das Letzte war. Dann wusch ich den Teller und stellte ihn in den leeren Schrank, und das Geräusch von Porzellan auf Holz war lauter, als es hätte sein sollen.

Ich ging ins Wohnzimmer. Das rosa Zigarettenetui meiner Oma lag noch auf dem goldenen Deckchen, neben dem Glas-Aschenbecher und dem schwarzen Feuerzeug, und ich setzte mich auf den Boden, weil es keinen Stuhl mehr gab, und nahm eine Zigarette heraus und zündete sie an. Ich hatte kein Licht gemacht. Der Rauch stieg in der Dunkelheit nach oben, warm diesmal, nicht kalt wie der Geruch in den Kissen, und die Glut leuchtete orange, und ich saß da und rauchte die Zigarette meiner toten Großmutter und hörte den Uhren zu.

Meine Oma hat sich mit den eigenen Gedanken umgebracht.

Das wusste ich seit Jahren. Du kannst dich mit deinen eigenen Gedanken ins Universum heben oder in die Hölle bringen, und sie war in die Hölle gegangen, langsam, über Jahre, und am Ende war das Rauchen das Einzige gewesen, was ihr geblieben war, und sie hatte gesagt, das solle man ihr nicht nehmen. Jetzt rauchte ich ihre Zigarette in ihrer leeren Wohnung und drückte die Glut im Aschenbecher aus und blieb sitzen im Dunkeln, und die Uhren tickten weiter.

Ich ging ins Zimmer meines Großvaters und legte mich auf den Boden. Keine Matratze, kein Bett, nur der Boden unter meinem Rücken und eine Decke, die ich in einem Schrank gefunden hatte. Ich habe auf Steinböden geschlafen in meinem Leben, auf Sand, auf Lehm, auf Erde, die nach Regen roch, und dieser Teppichboden in Roxel war keiner, der mich hätte wach halten können.

Aber ich schlief nicht.

Mein Kopf war vernebelt und schwer, die Gedanken kamen und gingen ohne Ordnung, die Nacht dehnte sich und wurde lang und wurde länger. Aber eine Sache war klar – so klar wie das Ticken in den leeren Zimmern, so deutlich wie der Rauch, der noch in meinen Fingern hing.

Die Frage war nie an meinen Großvater gerichtet gewesen.

Er hatte sie nicht gestellt. Er hatte sie beantwortet – mit Stecknadeln und Fotos und dem Leben, das er gelebt hatte. Die Frage hing dort für den, der nach ihm kam.

WOZU HAST DU GELEBT?

Ich lag auf dem Boden, und der Boden drückte gegen meine Schulterblätter, und die Uhren tickten, und die Frage stand im Zimmer nebenan an der Wand und verlangte eine Antwort, die man nicht aufsagt, sondern die man lebt. Jeden Tag. Bis es einen nicht mehr gibt.

Ich konnte schweigen. Die Tür morgen zuziehen und nach Hause fahren und die Frage dort lassen, wo sie hing, in einem Zimmer, das

bald jemand anderem gehören würde. Die sechs Worte als Erinnerung behalten – ein Zeitungsartikel, Stecknadeln, Papier.

Oder ich konnte antworten.

Die Uhren tickten. Irgendwann wurde es heller hinter den Gardinen. Ich hatte nicht geschlafen. Mein Rücken war steif, und meine Augen brannten, und draußen wurde es langsam Tag über Roxel.

Ich wusste, was ich tun würde.

Im Zimmer nebenan stand der Schreibtisch meines Großvaters. Sein Papier. Seine Stifte in den Messingbechern. Der Notenständer mit Prelude von Johann Nikolaus Fischer. Kein Millimeter, der nicht mit etwas zugestellt war.

Aber Platz genug, um zu schreiben.

\*\*\*

Ich setzte mich an seinen Schreibtisch.

Der Stuhl war zu niedrig, oder der Tisch zu hoch, und meine Knie stießen gegen die Platte von unten. Das Clavichord stand links an der Wand, die Kassetten in ihren Reihen daneben, hunderte, beschriftet in seiner Handschrift. Neben dem Notenständer stand der fischförmige Stifthalter aus Messing, und daneben die Becher mit seinen Stiften, und ich nahm einen heraus – blauer Kugelschreiber, die Mine kam sofort – und zog ein Blatt Papier unter einem Stapel hervor.

Mein Kopf war vernebelt. Seit Tagen. Der Nebel, der nach dem Weinen gekommen war und nach der schlaflosen Nacht nicht gegangen war, lag über allem, über den Gedanken, über der Sprache, über der Fähigkeit, einen Satz zu Ende zu denken.

Aber meine Hand bewegte sich.

Ich schrieb. Nicht weil ich wusste, was. Sondern weil die Hand sich bewegte und der Stift über das Papier ging und die Worte kamen, eines nach dem anderen, wie ein Protokoll, das sich selbst diktiert.

Das Erste, was ich schrieb: Kümmere dich um deine Familie.

Es stand da, bevor ich darüber nachgedacht hatte. Vier Worte. Im Fenster stand das Modell-Segelschiff meines Großvaters, und das Morgenlicht kam durch die Gardine und durch die Segel und warf ein Muster auf die Tischplatte, und an der Wand hinter mir hing die Frage, und die Frage hatte gewartet, und jetzt schrieb ich.

Die Punkte kamen. Über Gesundheit und darüber, mobil zu bleiben. Über das, was vergessen wurde, und wie man es in die Herzen der Menschen trägt. Über Ideen. Über das Lebendige, das man ehrt und nur nimmt, wenn man es braucht. Über Liebe. Über Bauchgefühl und wohin es einen führt, wenn man ihm folgt.

Die Uhren tickten in den anderen Zimmern, durch die offene Tür hörte ich sie – diesen Chor aus Zählern und Zeigerwerken, der weitermachte, obwohl niemand mehr da war, für den er die Zeit maß. Irgendwann würden sie stehen bleiben, eine nach der anderen, und niemand würde sie wieder aufziehen. Ich schrieb: Du hast nur wenig Zeit auf dieser Erde. Vergeude sie nicht mit Dingen, die du nicht machen willst.

Über Verantwortung für die Menschen, die einem anvertraut sind. Über die Natur – das Jagen, das Fischen, das Wissen, das draußen liegt und das man ehren muss.

Dann der letzte Satz, den ich auf das Papier setzte, bevor ich den Stift auf die Tischplatte legte:

Vergiss nicht, woher du kommst. Sei dankbar, bescheiden und bodenständig – denn die einfachsten Dinge halten am längsten.

Zwölf Punkte. Ein Blatt Papier, blauer Kugelschreiber, die Handschrift eines Mannes, der seit Tagen nicht richtig geschlafen hatte.

Ich wusste nicht, dass das, was dort auf dem Papier lag, Jahre später an der Wand einer Wildnisschule hängen würde. Dass Menschen, die ich noch nicht kannte, danach fragen würden. Ich saß in einer leeren Wohnung in Roxel, die in wenigen Wochen jemand anderem gehören würde, und schrieb mit dem Stift meines Großvaters auf seinem Papier, und ich nannte es den Codex Kliemert, nach seinem Familiennamen, weil alles, was dort stand, aus dem kam, was er mir beigebracht hatte – nicht durch Worte, sondern durch die Art, wie er gelebt hatte.

Sinn ist keine Theorie, die man sich ausdenkt. Sinn ist eine Antwort, die man lebt. Und die Menschen, die einen umgeben, sind das, was am Ende wirklich bleibt. Mein Großvater hatte das nie gesagt. Er hatte es getan – mit Stecknadeln und Fotos und einem leeren Puppenzimmer und einer Frage in der Mitte.

Ich legte das Blatt auf den Schreibtisch, neben den fischförmigen Stifthalter, neben das Notenblatt auf dem Notenständer, neben die hundert Dinge, die er dort hingestellt hatte und die jetzt stehen bleiben würden, weil niemand mehr käme, der sie verrückte. Dann stand ich auf. Die Knie waren steif. Der Rücken brannte, dort, wo der Boden die ganze Nacht gegen meine Schulterblätter gedrückt hatte.

Ich ging durch die Wohnung. Zimmer für Zimmer. Die leeren Regale. Die hellen Rechtecke an den Wänden. Das Wandbild im ehemaligen Esszimmer – die Fotos, die Stecknadeln, die sechs Worte in der Mitte, die ich jetzt nicht mehr ansehen musste, weil die Antwort auf dem Schreibtisch lag. Die Uhren tickten. Der Geruch von Politur und kaltem Rauch hing in allem, was geblieben war, und ich berührte nichts mehr, weil es nichts mehr zu berühren gab.

Tasche. Schlüssel. Jacke.

Ich machte die Tür zu.

Das Schloss klickte. Dahinter tickten die Uhren weiter, gedämpft jetzt, durch das Holz, und dann nur noch die Stille des Treppenhauses und mein eigener Atem und das Knarren der Stufen unter meinen Schuhen.

Auf dem Weg nach unten blieb ich stehen.

An der Treppenwand, hoch oben, wo man den Kopf in den Nacken legen muss, hing ein Gemälde in einem hellen Holzrahmen. Ein Clown. Weißes Gesicht, rote Nase. Dunkle Augen, die nach unten schauten. Graublaue Haare unter einem kleinen Hut. Die Farben waren gedämpft – Lila, Grau, Olivgrün – als hätte jemand die Welt leiser gemalt.

Er weinte.

Aber er stand noch.

Ich stand im Treppenhaus, die Hand am Holzgeländer, und sah zu ihm hoch. Hinter der geschlossenen Tür tickten die Uhren. Auf dem Schreibtisch lag der Codex. An der Wand hing die Frage. Und die Antwort war geschrieben, in blauer Tinte, auf dem Papier meines Großvaters, mit seinem Stift, an seinem Tisch.

Sie musste jetzt gelebt werden.

Ich ging die Treppe hinunter und trat auf die Straße. Draußen war es hell über Roxel.

# EPILOG

Sonntagmorgen.

Ich stehe am Fenster und halte eine Kaffeetasse, die längst kalt geworden ist. Der Geruch ist verflogen. Was bleibt, ist das Gewicht der Tasse in meiner Hand und das Licht, das schräg durch die Scheibe fällt und ein Viereck auf den Dielenboden zeichnet, weil die Sonne noch tief steht über den Kiefern.

Draußen spielen Fjäll und Ava im Garten. Fjäll rennt barfuß durch das nasse Gras, die Knie braun vom Klettern, und Ava rennt hinterher, die Arme weit, als könnte sie fliegen, und das Lachen kommt gedämpft durch die Scheibe wie etwas, das von weit her zurückkehrt. Er lässt sich fangen, sie kreischt.

Irgendwo läuten Glocken, Kirchenglocken, der Sonntagsklang, der jede Woche durch das Glas vibriert, bevor ich ihn bewusst höre. Ein gewöhnlicher Klang, ein gewöhnlicher Morgen. Auf dem Rasen picken zwei Türkentauben an den Körnern, die Miri hingestreut hat, graubraunes Gefieder, der schwarze Halbmond im Nacken, die Köpfe leicht geneigt, still.

Mein Blick geht nach links, automatisch.

Silberner Kombi, zu schnell für eine Wohnstraße. Bremsweg bei dieser Geschwindigkeit etwa zwölf Meter. Die Kinder spielen acht Meter vom Zaun. Kein Tor. Es ist kein Gedanke – es ist ein Impuls im



Körper, eine Kontraktion in der Brust, die Schultern heben sich und der Griff um die Tasse wird fester, bevor ich weiß warum. Der Hund am Grundstück gegenüber. Schäferhund-Mischling, kein Halsband, Kopf gesenkt. Der Mann auf dem Gehweg. Hände in den Jackentaschen. Nicht sichtbar.

Drei potenzielle Bedrohungen, klassifiziert, bevor die Glocken den zweiten Schlag beendet haben.

Ich atme. Und lenke den Blick zurück.

Fjäll wirft den Kopf in den Nacken und kneift die Augen zusammen, als wäre das Lachen zu groß für sein Gesicht. Ava fällt hin. Knie auf Erde, Hände aufgestützt. Sie schaut zu mir hoch. Sieht, dass ich sie sehe. Steht auf. Rennt weiter.

Hinter mir öffnet sich die Tür, und ich höre Schritte auf den Dielen, barfuß und leicht, und Miri kommt ins Zimmer, ohne etwas zu sagen, und geht ans Fenster, wo ich stehe, und bleibt neben mir stehen. Sie stellt eine frische Tasse neben die kalte auf die Fensterbank, und einen Moment lang stehen sie nebeneinander, die warme und die kalte, dampfend und still. Dann legt sie mir die Hand auf den Unterarm. Kurz. Ohne Druck. Ihre Finger sind warm.

Draußen ruft Ava etwas, und Fjäll antwortet, und die Glocken verklingen.

Sie schaut nicht, was ich sehe. Sie fragt nicht, woran ich denke.

Sie geht. Flur. Küche. Der Wasserhahn.

Draußen fährt der Kombi vorbei, wird langsamer an der Kurve, verschwindet. Der Hund legt sich hin, die Schnauze auf den Pfoten. Der Mann geht weiter – Hände sichtbar jetzt, Einkaufstüte, Brötchen.

Der Blick bleibt, aber ich wähle jetzt, wo er ruht.

Manchmal, nachts, kommt noch der Kanal.

Die Stufen. Das Wasser. Die Frage, die keine Antwort hatte und keine braucht, weil ich sie mit dem Aufstehen beantwortet habe, damals, in jener Nacht am Wasser, und sie seitdem jeden Morgen neu beantworte, wenn ich die Augen öffne und noch da bin. Nicht mit Worten. Mit dem Hierbleiben.

Es kommt ohne Warnung. Ich liege neben Miri, ihr Atem gleichmäßig, ihr Rücken warm gegen meinen Arm, und die Nacht ist still, und dann bin ich am Kanal. Der Stein unter meinen Händen, das Licht auf dem Wasser. Und die Stimme, die sagt: Spring. Nicht laut. Leise. Wie etwas, das man schon so oft gehört hat, dass es beinahe vertraut klingt.

Mein Herz schlägt gegen die Matratze. Ich greife nach dem Laken. Miris Atem hat sich nicht verändert. Sie schläft weiter, und ich liege neben ihr und warte, bis der Stein verschwindet und das Wasser aufhört zu glänzen, und manchmal dauert es nur den Raum zwischen zwei Atemzügen.

Ich stehe dann auf. Die Dielen sind kalt unter meinen Füßen. Gehe in die Küche. Trinke ein Glas Wasser. Das Glas ist kalt, und ich halte es mit beiden Händen, wie man etwas hält, das man braucht. Stehe am Fenster und schaue in den Garten, der im Dunkeln nur Umrisse hat – der Zaun, die Schaukel, der Sandhaufen, den Fjäll gestern aufgetürmt hat und der morgen wieder flach sein wird.

\*\*\*

Im Garten kippt etwas um. Ava schreit, Fjäll schreit zurück.

Miri kommt aus der Küche, die Augenbrauen hoch, und ruft etwas zu den Kindern, das ich durch die Scheibe nicht verstehe. Fjäll rennt

rein, die Hose nass, Gras an den Knien, und Ava hinterher, das Gesicht rot, die Hände an den Seiten, und sie reden gleichzeitig und keiner hört zu.

Miri verdreht die Augen.

Sie sagt etwas zu Fjäll, dann zu Ava, dann wieder zu Fjäll, und dreht sich um, Richtung Küche. Der Wasserkocher klickt. Auf der Fensterbank stehen zwei Tassen nebeneinander, beide kalt, die frische, die Miri gebracht hat, und die andere, die schon vorher da war. Ich habe von keiner getrunken. An meinem Unterarm, wo ihre Hand lag, ist die Stelle noch warm.

So sieht ein Sonntagmorgen aus, wenn man geblieben ist.

Kein Triumph. Kein Moment, in dem alles klar wird. Nur kalter Kaffee und streitende Kinder und eine Frau, die die Augen verdreht, und ein Mann am Fenster, der den Garten sieht und den Zaun und die Schaukel und manchmal, für einen Atemzug, die Stufen.

Die Glocken läuten noch immer. Manchmal höre ich sie.

# ANMERKUNG

Dieses Buch erzählt eine wahre Geschichte. Grundlage sind eigene Erlebnisse, Gespräche und Aufzeichnungen aus fünfzehn Jahren in Krisengebieten. Dialoge wurden nach Erinnerung wiedergegeben — so genau, wie das Gedächtnis es erlaubt. Namen, Orte und Identitäten von Organisationen wurden verändert, zum Schutz der Beteiligten. Das ist kein künstlerischer Eingriff, sondern professioneller Quellenschutz — für Menschen, die mir vertraut haben, und für solche, die heute noch in Regionen arbeiten, in denen Sichtbarkeit gefährlich ist. Was geschah, geschah. Daran habe ich nichts verändert.

# DANK

Ein Buch entsteht nicht am Schreibtisch. Es entsteht unterwegs, auf Feldbetten und Ladeflächen, an Lagerfeuern und auf Flüssen, in Wartezimmern und auf Friedhöfen. Es entsteht durch Menschen, die einen Fremden aufnehmen und ihm zeigen, was sie wissen.

Die Afar in der Danakil ließen mich an ihrem Feuer sitzen. Sie sahen etwas in mir, das ich selbst nicht sehen konnte. Bei den Wayapi am Amazonas lernte ich, dass der Kopf vor dem Körper stirbt — und dass Stille kein Mangel ist, sondern eine Fähigkeit. Was ich dort erfahren habe, steht in diesem Buch. Was ich nicht schreiben durfte, trage ich mit.

Phil hat mich einmal gebeten, ihn mit in den Wald zu nehmen. Ich habe es nicht getan. Diese Schuld hat die Wildnisschule gebaut — für die, die wie er ihren Halt verloren hatten. Dieses Buch ist auch seins.

Meinem Großvater verdanke ich die Frage, die alles verändert hat. Die Antwort versuche ich jeden Tag zu leben.

Miri hat die frische Tasse neben die kalte gestellt, jahrelang, ohne zu fragen. Was das bedeutet, weiß nur, wer es erlebt hat.

# ÜBER DEN AUTOR



Maurice Ressel, geboren 1981 in Münster, dokumentierte als Fotojournalist humanitäre Krisen in zweiundzwanzig Ländern — unter anderem für Ärzte ohne Grenzen, UNICEF und die GIZ. Aus diesen Erfahrungen gründete er die Jagd- und Wildnisschule Lupus bei Eberswalde. Er lebt mit seiner Familie in Brandenburg. Bei Penguin Random House erschien sein Buch „Waldabenteuer für Familien“.

# DRAUSSEN

Die Geschichte in diesem Buch ist vorbei. Die Arbeit, die daraus  
entstanden ist, geht weiter — draußen, mit Menschen, die spüren,  
dass dort etwas wartet.  
[wildnisschule-lupus.de](http://wildnisschule-lupus.de)